



VOLKS-TRIBÜNE.

Sozial-Politisches Wochenblatt.

Die „Berliner Volks-Tribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh.
Abonnementspreis für Berlin monatlich 50 Pf. pränumerando (frei in's Haus).
Einzelne Nummer 15 Pf.
Durch jede Post-Anstalt Deutschlands zu beziehen. (Preis viertelj. 1 Mt. 50 Pf.)

Redaktion und Expedition:
80. (26), Elisabeth-Ufer 55.
Ausgabe für Expedition:
„Volksblatt“, Weuthstr. 3.

Inserate werden die 4spaltige Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet.
Vereins-Anzeigen: 15 Pf. — Arbeitsmarkt: 10 Pf.
Inseraten-Annahme in der Expedition: Elisabeth-Ufer 55.
Die „Berl. Volks-Tribüne“ ist unter Nr. 893 der Zeitungs-Preisliste eingetragen

Nr. 44.

Sonnabend, den 1. November 1890.

IV. Jahrgang.

Die freien Hilfskassen in Gefahr. — Aus England. — Christenthum und Sozialismus. — Die Arbeiter und die Kunst. — Was die moderne Literatur für uns bedeutet.
Gedicht. — Novelle. — Aus meinem Sauerland-Spiegel. — Obdachlos (Berliner Skizze). — Die Politik des Dollars.

Die freien Hilfskassen in Gefahr.

□ Daß man den freien Hilfskassen kein Wohlwollen aus den Kreisen des Unternehmertums und auch nicht aus den Kreisen der Regierung entgegenbringt, ist bekannt. Man hat es oft genug ausgesprochen. Als man die freien Hilfskassen in das Krankenversicherungs-gesetz überhaupt hineinließ, glaubte man es höchstens mit den schwächlichen kleinen Räthchen deutschfreisinniger Richtung zu thun zu haben, die schon an dem Gängelbände ihrer Generalanwälte, Generalsekretäre und wie diese „Generale“ sonst sich alle nennen, vorwärts watscheln würden. Doch sobald man den ehernen Tritt der doppelsohligen Proletarierstiefel in die Zentralkrankenkassen hereinschreiten hörte, da war man nur darauf bedacht, wie man diese rauhen Gesellen wieder los werden konnte. Sie zeigten ein so stolzes Selbstbewußtsein, konnten ihre Sachen ohne Doktoren und Juristen so gut verwalten, waren so trotzig selbständig, daß sogar die hohen Magistratsbeamten, die sich mit ihnen in Streit einließen, zuletzt den Kürzeren zogen und die Hand von dem stacheligen Gewächs abziehen mußten. Nun begann man sie vornehm bei der Unfallversicherung und bei der Alters- und Invalidenversicherung zu übersehen. Sie, die die Intelligenz der Arbeiter zu ihren Mitgliedern zählten, wurden ganz einfach bei den Wahlen zu den Arbeitervertretungen übergangen, sie haben da nicht mitzusprechen.

Dabei wählten die Innungen, die Verbände der wüthendsten Arbeiterfeinde, gegen die Kassen und die Großindustriellen suchten es den Innungen gleich zu thun. Ihnen Allen war das Zeichen der Reife und Selbstständigkeit, das die Arbeiter in diesen Kassen aufgerichtet hatten, verhaßt.

Es ist ja eine Eigenthümlichkeit der deutschen Bourgeoisie, gegen jede, auch die kleinste und berechtigteste Regung der Selbstständigkeit der Arbeiter sich erhebt zu erheben, um sie zu vernichten.

Das System Bismarck-Puttkamer war natürlich gegen die freien Kassen ergrimmter als gegen einen Theil der „Hydra der Revolution“, und die Nachfolger können sich noch heut zu keiner unbefangenen Anschauung aufschwingen.

So bietet der Gesetzentwurf zur Abänderung des Gesetzes betreffend die Krankenversicherung der Arbeiter Vorschläge, die offenbar das Gegenheil von Wohlwollen gegenüber der Kasse zeigen.

Wir wollen diese Vorschläge kurz der Weise nach anführen und würdigen. Der § 49 des bestehenden Gesetzes betr. d. Krankenvers. d. A. bestimmt:

„Die Arbeitgeber haben von ihnen beschäftigte versicherungspflichtige Personen, für welche die Gemeindeversicherung eintritt oder welche einer Ortskrankenkasse angehören, spätestens u. s. w. anzumelden.“

Hiernach hatten die Unternehmer die Mitglieder der freien Hilfskassen, die vom Eintritt zu der Krankenversicherung der Gemeinde und der Ortskrankenkassen befreit waren, nicht anzumelden. Dies war den Unternehmern, welchen aus der An- und Abmeldung eine nicht zu unterschätzende Arbeitslast entsteht, bequem und da noch dazu kam, daß die Unternehmer für die Mitglieder der freien Hilfskassen keinen Beitrag zu zahlen haben, so geschah es, daß die Unternehmer die Mitglieder freier Hilfskassen öfters bei Anstellung in

Arbeit vorzogen oder doch mindestens diese Mitglieder nicht behinderten bei ihren Kassen zu bleiben. Jetzt soll dieser kleine Vortheil den freien Hilfskassen entzogen werden, denn nach dem Gesetzentwurf soll der § 49 lauten:

„Die Arbeitgeber haben jede von ihnen beschäftigte Person, welche nicht einer Betriebs- (Fabrik-) Krankenkasse, Bau-Krankenkasse, Innungs-Krankenkasse, Knäppschafftskasse angehört, spätestens u. s. w. anzuzeigen.“

Es ist hier wie bei der Unfallversicherung und bei der Alters- und Invalidenversicherung die Mitaußführung der freien Hilfskassen absichtlich unterlassen. Ihre Mitglieder müssen also angemeldet werden. Damit schwindet die Bequemlichkeit für den Unternehmer. Das ist aber noch nicht genug, es wird noch eine Unbequemlichkeit hinzugesagt.

Die Mitglieder der freien Hilfskassen sind von der Mitgliedschaft zu den Zwangskassen befreit, nach wie vor. Während es aber jetzt genügt, daß das Mitglied der freien Hilfskasse sich bei dem Unternehmer oder seinem Vertreter durch einfache Vorzeigung seines Buches legitimiert, soll später ein weitläufigeres Verfahren Platz greifen, denn nach dem Gesetzentwurf soll ein § 49a eingeschoben werden, der lautet:

„Wird für eine versicherungspflichtige Person die Befreiung von der Verpflichtung, der Gemeindekrankenversicherung oder einer Ortskrankenkasse anzugehören, in Anspruch genommen, so ist gleichzeitig mit der Anmeldung der Befreiungsgrund anzugeben. Bis zur Einbringung des Nachweises des Befreiungsgrundes können für die angemeldete Person die fälligen Beiträge u. s. w. erhoben werden.“

Es muß also der Anmeldung eines Mitgliedes der freien Hilfskasse beigefügt werden eine förmliche Erklärung, daß dasselbe die Befreiung von der Zwangskasse in Anspruch nimmt und dieser Erklärung muß zur Erbringung des Nachweises das Kassenbuch beigefügt werden. Dies muß von den Beamten der Zwangskasse geprüft und dem Eigentümer zurückgegeben werden. Es sind das die Last der Anmeldung sehr erheblich erschwerende Scherereien.

Aber auch den freien Hilfskassen selbst soll eine Benignität mehr Schreibererei und Schererei aufgehängt werden. Ein § 49b verlangt:

„Hilfskassen der in § 75 bezeichneten Art haben jedes Ausscheiden eines Mitgliedes, welches versicherungspflichtig ist, binnen einer Woche bei der gemeinsamen Meldestelle aber . . . unter Angabe seines Aufenthaltsortes und seiner Beschäftigung zu dieser Zeit anzuzeigen.“

Das giebt um so mehr Schererei, da die freien Hilfskassen sich um den Aufenthaltsort und die Beschäftigung ihrer Mitglieder zu kümmern durchaus bis jetzt keine Veranlassung hatten. Welcher Kassirer oder Hilfskassirer einer freien Hilfskasse in Berlin weiß, wo der versicherte Arbeiter wohnt und wo er arbeitet? Wie soll er das feststellen, wenn das Mitglied die Beiträge schuldig geblieben ist, und deshalb ausgeschlossen wird? Das sind so Nadelstiche und kleine Scherze bürokratischer Art, durch welche Unternehmer, die Mitglieder freier Hilfskassen beschäftigen, diese Mitglieder selbst und die Verwaltungen der Kassen belästigt werden. Nun kommt aber § 75 und bringt das Hauptgericht. Es heißt da ersichtlich:

„Mitglieder der auf Grund des Gesetzes über die eingeschriebenen Hilfskassen vom 7. April 1876 (Reichs-Gesetzblatt S. 128) errichteten Kassen sind von der Verpflichtung der Gemeindekrankenversicherung oder einer nach Maßgabe dieses Gesetzes errichteten Krankenkasse anzugehören, auf ihren Antrag zu befreien, wenn die

Hilfskasse, welcher sie angehören, im Krankheits-falle diejenigen Leistungen gewährt, welche nach Maßgabe des § 6 von derjenigen Gemeinde, in deren Bezirk der Versicherungspflichtige beschäftigt ist, zu gewähren sind.“

Das ist auch eine Unbequemlichkeit für die freien Hilfskassen, wir können ihr aber nicht die Tragweite bemessen, die ihr in der uns nahestehenden Presse vielfach gegeben wird. Besonders handelt es sich durchaus nicht darum, daß nun die Kassen bei gleichem Beitrag verschiedene Leistungen zu gewähren gezwungen sind, wie es wohl behauptet ist.

Schon heute leisten die meisten freien Hilfskassen in der Regel weit mehr als die Gemeinde-Krankenversicherung selbst in den theuersten Orten leistet, in welchen sie Mitglieder hat. Man bedenke doch, daß die mindeste Leistung dieser an Krankengeld nur die Hälfte des ortsüblichen Tagelohnes gewöhnlicher Tagearbeiter beträgt. Manche Kassen passen sich durch eine ziemlich weitgehende Einrichtung von Klassen schon heute den Bedingungen der verschiedenen Orte an. Es wird höchstens bei manchen Kassen nöthig werden, noch eine höhere Klasse einzurichten, um vielleicht für einen Ort, in dem die gewöhnlichen Tagearbeiter einen besonders hohen Lohn haben, die Mindestleistung zu erreichen. Es werden sich nicht viele Kassen in dieser Lage befinden.

Die Fuzangel dieser Bestimmung liegt an einem anderen Orte. Es würde durch dasselbe nämlich wieder der Streit zwischen der Kassenverwaltung und den Vorständen der Ortskrankenkassen eröffnet, ob die letzteren das Recht erhalten sollen, trotz der amtlichen Anerkennung der Kasse nun doch jedesmal nachprüfen zu dürfen, ob die Kasse am Orte den Bedingungen des § 6 entspricht.

Andererseits entsteht den freien Hilfskassen aber auch ein Vortheil aus den obenstehenden Bestimmungen. Bis jetzt muß die niedrigste Lohnklasse der freien Krankenkasse den Bedingungen des Ortes entsprechen, wo die Kasse ihren Sitz hat. Das würde nach dem neuen Vorschlage nicht der Fall zu sein brauchen. Man könnte, wie einige Kassen es ja wünschen, beliebig niedrige Klassen einführen, die auf die kleineren Orte mit niedrigem Tagelohn Rücksicht nehmen. Diese niedrigen Klassen würden dann vielleicht an größeren Orten viel als „Zuschußversicherung“ benutzt werden, was für die freien Kassen nur vortheilhaft sein könnte.

Die jetzt bestehende Bestimmung hat ja sogar in manchen Fällen den Wunsch gezeitigt, einzelne Kassen nach billigeren Orten zu verlegen, um niedrigere Klassen der Versicherung einrichten zu können.

Weit schwerer wiegt allerdings das, was in dem neuen § 75 nicht steht, was ausgelassen werden soll.

Es soll den freien Hilfskassen das Recht genommen werden, statt freiem Arzt und freier Medizin ein Krankengeld von drei Vierteln des ortsüblichen Tagelohnes zu geben.

Durch diese Veränderung des Gesetzes meint man vielleicht die freien Hilfskassen zu vernichten.

Gleich nach Erlass des Krankenversicherungsgesetzes hörte man in gegnerischen Kreisen oft den Ausspruch: An der Arztfrage gehen die freien Hilfskassen zu Grunde!

Dieser Ausspruch hat sich nicht bewahrheitet, nun versucht man es umgekehrt.

Aus den Kreisen der Arbeiter, die zu den freien Hilfskassen gehören, sind Klagen in dieser Beziehung nicht gekommen. Wem es nicht paßte, statt Arzt und Medizin ein erhöhtes Krankengeld zu erhalten, wer sich dadurch für benachtheiligt hielt, der brauchte ja der freien Hilfskasse nicht beizutreten. Im Gegentheil, diese Einrichtung ist den Mitgliedern lieb. Die freie Wahl des Arztes ziehen sie dem Kassenarzte mit den „billigen Medikamenten“ und der groben Behandlung vor. Nun soll das geändert werden ohne jeden stich-

haltigen Grund, was den Mitgliedern lieb und werth ist. Es sind auch keine Uebelstände hervorgetreten, die das bestehende System der freien Hilfsklassen unhaltbar machen. Die Uebelstände müßten doch die Mitglieder zuerst gemerkt haben.

Hier gilt es, den ganzen Widerstand zusammenzufassen. Gelingt es, die Bestimmung, daß für freien Arzt und freie Medizin weiter ein erhöhtes Krankengeld, meinetwegen ein noch weiter erhöhtes gezahlt wird, aufrecht zu erhalten, dann sind alle die anderen Nadelstiche der Abänderungsvorschläge ohne größere Bedeutung, dann werden die freien Hilfsklasse ihre Anziehungskraft auf alle einsichtigen Arbeiter behalten, trotz der erschwerten An- und Abmeldung, für die sich bald ein bequemes Formular finden würde.

Aus England.

Die Entwicklung der englischen Textil-Industrieen.

a. e. Es ist merkwürdig, daß wir in England regelmäßige jährliche Statistiken besitzen über die Entwicklung der Bergwerksproduktion und der Landwirthschaft, daß wir aber über die ungeheure Textilindustrie, die zuerst die Vorherrschaft Englands auf dem Weltmarkt begründete und die heute über eine Million Arbeiter beschäftigt, nur in größeren Abständen genaue offizielle Aufzeichnungen erhalten, zuletzt z. B. in den Jahren 1885 und 1874 und eben jetzt wieder für 1889/90.

Dazu lassen diese seltenen Aufnahmen viel zu wünschen übrig.

Was nützt uns zum Beispiel die nackte Angabe, daß 1856 und 1889 so und so viel Spindeln in den Fabriken vorhanden gewesen seien. Eine Spindel von heute und eine vom Jahre 1856 sind zwei ganz verschiedene Wesen; die heutige tummelt sich ganz anders und liefert ein ganz anderes Produkt und wenn die Berichte uns bei der wirren Mischung von alter rüchständiger und neuer vervollkommener Maschinerie auch kaum Genaueres über diejenige Steigerung der Produktionsfähigkeit sagen können, die über das Verhältnis der bloßen Spindelvermehrung hinaus erzielt wurde, so könnten sie uns doch wenigstens manchen Anhalt zur Schätzung bieten, der uns heute vollständig fehlt. Wir erfahren, daß sich die Zahl der spinning spindles (Spindeln) allein seit 1870 um etwa 7 Millionen vermehrt hat. Aber wie mag ihre Leistungsfähigkeit gestiegen sein? Die alte Mule wird mehr und mehr ersetzt durch die ring-spinning-Maschine; diese produziert bei den für sie geeigneten Nummern pro Spindel sicherlich 20—25 Prozent mehr Garn wie die Mule. Wie wichtig wäre es daher, zu erfahren, wieviel Mule- und wieviel Ringspindeln England besitzt. Die mehrgezählten Spindeln kann man jetzt wohl stets der neuen Technik zuschreiben und darum jede gleich $\frac{1}{2}$ oder $\frac{1}{4}$ einer älteren Spindel rechnen. Aber wieviel alte Maschinen mögen nicht auch durch neue ersetzt worden sein, sodas massenhaft auch innerhalb der alten Spindelzahl eine Steigerung der Produktionsfähigkeit eintrat!

Wie in der Spinnerei, so in der Weberei! Eine konstante Zahl von Webstühlen drückt hier ebenfalls eine wachsende Leistungsmöglichkeit aus, wenn dieselbe bei unseren zerrütteten Wirthschaftsverhältnissen vielleicht auch niemals voll ausgenutzt wird. Die mechanischen Stühle werden heute mit ganz anderer Geschwindigkeit bewegt und werfen daher pro Woche und Jahr eine ganz andere Waarenmasse auf den Markt.

Gerade für die letzten zehn Jahre werden wir wahrscheinlich diesen stillen Aufschwung der Technik, der äußerlich, in den offiziellen Zahlen, gar nicht hervortritt, als besonders groß anzusehen haben. Denn anders wüßten wir es uns nicht zu erklären, daß die englische Textilindustrie sich so glänzend gegen alle feindlichen Schutzzolltarife und Absperrungsmaßregeln — nicht nur fremder Länder, sondern auch einzelner englischen Kolonien — zu halten wußte. 1875 exportirte man aus dem Vereinigten Königreich (England und Wales, Schottland und Irland) an Baumwollgarnen 215,6 Millionen englische Pfund, an Baumwollzeugen 3562,5 Milliarden Yards — 1889 dagegen 252,4 Millionen Pfund und 5 Milliarden Yards. Den Gesammtwerth für 1875 schätzte man hingegen auf 13,2 bez. 58,6 Millionen Pfund Sterling — für 1889 auf nur 11,7 bez. 58,8 Millionen, sodas die Baumwollfabrikanten insgesamt trotz ihrer Mehrproduktion von 37 Millionen Lbs. Garn und fast $1\frac{1}{2}$ Milliarden Yards Stoffe $1\frac{1}{4}$ Million Pfund Sterling weniger auf dem Markt erhalten hätten. Dazu kommt noch, daß sie nicht nur mehr, sondern verhältnismäßig bessere und feinere Waare auf den Markt warfen, weil die größeren Erzeugnisse durch die ausländischen Schutzzölle relativ am stärksten belastet waren und deren Export also am wenigsten oder gar nicht mehr lohnte. Dieses Sinken des Erlöses konnten die Industriellen offenbar nur tragen durch „Ersparnisse“ an den Produktionskosten und wenn in dem Zeitraum auch das Rohmaterial, die Baumwolle, stark im Preise herabging, so müssen doch auch große Verbesserungen in dem ganzen Produktionsapparat stattgefunden haben, um eine so starke Preisentlung des Produktes ohne Störungen für die Industrie ertragen zu können.

Die Zahlen für Spindeln und Webstühle drücken also von Jahr zu Jahr weniger die Leistungsfähigkeit der Industrie aus und doch zeigen sie allein schon ein ganz erstaunliches Wachstum.

Betrachten wir zuerst die Baumwollindustrie. Wir finden da im Vereinigten Königreich:

Jahren	Spindeln (Millionen)	Dublir-Spindeln (Millionen)	Kraftstühle in Tausenden	Arbeiter
1856	2210	28,0	—	298,8
1862	2887	30,4	—	400,0
1868	2549	32,0	2,2	379,3
1874	2655	37,5	4,4	463,1
1885	2635	40,1	4,2	561,0
1889	2538	40,5	4,0	615,7

Wir haben also seit 1862 eine Abnahme der Zahl der Fabriken zu verzeichnen und zwar um 349, d. h. um nahezu ein Achtel. Trotzdem wuchs die Zahl der Spindeln um mehr als 10 Millionen, also um ein volles Drittel, die Zahl der mechanischen Webstühle um über 215 000, d. h. um mehr als die Hälfte. Die Ursachen dieser gegensätzlichen Entwicklung liegen auf der Hand. In dem Wettlauf der Konkurrenz hat nur die große, mit allen technischen Neuerungen ausgerüstete Fabrik noch Aussicht auf Erfolg und so werden Jahr für Jahr eine Reihe altmodischer und kleinerer Unternehmungen aufgegeben. Eine moderne Baumwollfabrik hat gewöhnlich einen riesigen Umfang und eine Produktionsfähigkeit, die derjenigen mehrerer alten Fabriken zusammen gleichkommt. Die gesammte verarbeitete Baumwolle schätzte die bekannte Firma Ellison u. Co. für das Vereinigte Königreich auf 1530 Millionen Pfund im Jahre 1889. Für 1862 wird man sie etwa mit 660 Millionen anzusetzen haben. Demnach verarbeiten heute 2538 Fabriken nahezu $2\frac{1}{2}$ Mal soviel Rohstoff wie 2887 Fabriken im Jahre 1862. Im Durchschnitt ist heute jede Fabrik $2\frac{1}{2}$ Mal so leistungsfähig und da in diesem Durchschnitt auch die konstant und weniger entwickelt gebliebenen Etablissements mit einbezogen sind, so werden wir uns den Abstand zwischen einem typischen Großunternehmen, wie es heute gegründet wird und gegründet werden muß, und einem Etablissement aus jener Zeit noch viel größer vorstellen müssen. Und doch soll es für den Arbeiter immer leichter werden, sich mit Hilfe seiner Ersparnisse zum Herrn einer Unternehmung aufzuschwingen!

Wir kommen jetzt zur Wollindustrie des Vereinigten Königreiches. Wir finden hier:

Jahren	Einfache Spindeln (Millionen)	Dublir-Spindeln (in Tausenden)	Kraftstühle in Tausenden	Arbeiter
1856	1505	1,8	—	14,5
1862	1679	2,2	—	21,8
1868	1658	4,2	167,2	46,2
1874	1800	3,2	158,3	57,1
1885	1918	3,1	230,9	58,0
1889	1793	3,1	299,8	61,8

Diese Zahlen müssen vernünftigerweise mit den Zahlen für die Kammwoll- (worsted) Industrie zusammengehalten werden, da beide Produktionszweige so miteinander verwachsen sind, daß eine Scheidung immer schwerer wird und manche Schwankungen in den Zahlen wohl auch aus diesen Schwierigkeiten zu erklären sind. Für die Kammwollindustrie erhalten wir folgende Ziffern:

Jahren	Spindeln (Millionen)	Dublir-Spindeln (in Tausenden)	Kraftstühle in Tausenden	Arbeiter
1856	525	1,3	—	39,0
1862	532	1,3	—	43,0
1868	703	2,2	348,4	71,7
1874	692	2,2	400,0	81,7
1885	725	2,2	536,3	80,0
1890	753	2,4	669,3	67,4

Daß die Wollindustrie thatsächlich in der Entwicklung nicht zurück stand, ergibt sich auch daraus, daß zur Verarbeitung im Vereinigten Königreich 1875 193 Millionen Lbs., 1889 aber 337,3 Millionen Pfund blieben.

Die Leinenindustrie befindet sich im Vereinigten Königreich zweifellos im Rückgange, in den 449 Flachsfabriken von 1874 waren 128 459 Arbeiter, in den 357 Fabriken von 1889 107 683 Arbeiter beschäftigt.

Was das Vereinigte Königreich aber hier an Boden verlor, gewann es reichlich wieder durch die rapide Entwicklung der Juteindustrie. 1856 wußte man in England noch nichts von der Verarbeitung der indischen Faser. Dann aber bietet sich folgendes Bild:

Jahren	Spindeln (Millionen)	Dublir-Spindeln (in Tausenden)	Kraftstühle in Tausenden	Arbeiter
1862	36	32 982	32 982	564
1868	41	80 777	80 777	3 919
1874	110	220 911	220 911	9 599
1885	120	253 179	253 179	12 083
1890	116	286 165	286 165	14 107

Der Export dieser Industrie stieg zwischen 1875 und 1890 bei den Garnen von 15,9 Millionen (Gewichts-) Pfund auf 34,2 Millionen oder von 225 836 Pfund Sterling auf 409 651 — bei den Stoffen von 102 Millionen Yards auf 265 Millionen oder von 1,4 Millionen Pfund Sterling auf 2,7 Millionen, er stieg also in 15 Jahren auf mehr als das Doppelte der Menge, auf nahezu das Doppelte dem Werthe nach. Importirt wurden dem entsprechend 1875 170 831 Tonnen roher Jute, 1889 383 453 Tonnen. Selbst die Konkurrenz der vorzüglich ausgerüsteten indischen Fabriken hat das Inselreich zu überwinden gewußt.

Fassen wir alle Textilindustrie des vereinigten Königreiches zusammen, so ergibt sich Folgendes:

Jahren	Gewönl. Spindeln (Millionen)	Dublir-Spindeln (Millionen)	Kraftstühle in Tausenden	Arbeiter in Tausenden
1856	5117	33,5	—	369,2
1862	6378	36,4	—	491,0
1868	7046	41,1	3,0	549,4
1874	7294	45,8	5,3	667,7
1885	7465	47,8	5,3	773,7
1889	7190	48,4	5,2	822,5

Die Leistungsfähigkeit der Spinnereien wäre demnach seit 1856 um etwa die Hälfte gewachsen, die der Webereien hätte sich mehr als verdoppelt, die Zahl der der beschäftigten Arbeiter hätte sich um etwa 400 000 vermehrt, d. h. um nahezu zwei Drittel der Zahl von 1856. Doch ist dieses Wachstum — wie wir später einmal zeigen werden — ein höchst ungleichmäßiges gewesen, wenn man die Arbeiter nach Alter und Geschlecht gliedert, sehr verschieden in den einzelnen Zeiträumen und sehr verschieden auch in den einzelnen Textilbranchen.

Heute wollen wir nur noch darauf hinweisen, daß im vereinigten Königreich die Tendenz, bestimmte Industrien nach bestimmten Gebieten hin zu konzentriren, gerade in der Textilindustrie besonders scharf hervortritt.

So verlieren in der Baumwoll-Industrie trotz des Gesamtzuwachses Irland und Schottland mehr und mehr an Boden. Es ging zurück:

	in Schottland	in Irland
die Zahl der Spindeln	von 1874 . . . 1,7 Mill.	111 460
auf 1890 . . . 1,2		61 496
die Zahl der Kraftstühle	von 1874 . . . 29 171	2 558
auf 1890 . . . 28 093		1 959
die Zahl der Arbeiter	von 1874 . . . 36 104	3 075
auf 1890 . . . 34 873		1 375

In England dagegen stieg die Zahl der Spindeln von 40 auf 43,2 Millionen, der mechanischen Stühle 431 389 auf 585 662, der Arbeiter von 440 336 auf 492 547. Der Fabrikant von Lancashire schlägt seine Konkurrenten von Schottland und Irland aus dem Felde, obwohl diese bedeutend mehr weibliche Arbeitskraft ausbeuten. In den englischen Baumwollfabriken kommen auf 3 Weiber 2 Männer, in Irland auf etwa 2 Weiber 1 Mann, in Schottland gar erst auf 5 Weiber 1 Mann.

In der Wollindustrie ist das Wachstum eher gleichmäßig auf die drei Länder vertheilt, ja Irland entwickelt sich hier sogar besonders rasch. Man zählte hier:

	1874	1890
Fabriken	60	82
Spindeln	34 576	75 537
Kraftstühle	307	925
Arbeiter	1 506	3 443

In England und Irland überwiegen — um das gleich einzufügen — in der Wollindustrie die Weiber die Männer ganz wenig der Zahl nach, in Schottland finden wir etwa ein Drittel mehr Weiber wie Männer.

Ebenso gedeiht die Leinenindustrie noch immer in Irland, während sie sonst verfällt. Hier wuchs von 1874 bis 1890 die Zahl der Fabriken von 149 auf 162, der Kraftstühle von 17 827 auf 25 555, der beschäftigten Personen von 60 316 auf 64 477.

Die Juteindustrie wiederum ist fast ganz ein Monopol Schottlands. In Irland geht sie ganz ein, 1890 fanden sich dort nur noch 3 Fabriken; in England geht sie in jeder Beziehung zurück, sie beschäftigte hier 1890 wenig mehr wie 400 Arbeiter, in Schottland dagegen in 103 Fabriken nahezu 40 000 Arbeiter, nahezu 13 000 mechanischen Stühle und über 253 000 Spindeln.

Christenthum und Sozialismus.

Von einem Arbeiter.

Während frühere wirtschaftliche Bewegungen meist im religiösen Gewande austraten, trägt die sozialistische Bewegung, die gegenwärtig alle Industriestaaten durchzittert, einen rein politisch-wirtschaftlichen Charakter. Bewußt auf der materialistischen Geschichtsauffassung fußend, verfolgt die Sozialdemokratie ihr Ziel: Erreichung der politischen Macht und damit Vergesellschaftung der Produktionsmittel. Die religiöse Frage wird da — unmittelbar wenigstens — nicht berührt. Schließlich freilich wird die große wirtschaftliche Umwälzung, die das Ende jeder Klassenherrschaft bedeutet, auch die Kirche in Mitleidenschaft ziehen. Denn das Christenthum mit seinem strafenden und belohnenden Gott, mit seinem Himmel voller ewiger Freuden, der dem armen ausgebeuteten Volke als Ersatz für sein jammervolles Dasein versprochen wird, zieht seine Kraft zum großen Theil aus den Gegensätzen des Klassenstaates, aus dem trostlosen Elend des „Diesseits“, welches die Menschheit bisher kennen lernte.

Die Sozialdemokratie, die als solche keinen Gewissenszwang ausüben darf, andererseits aber die christlich-religiöse Vorstellung als Ausschuß gewisser wirtschaftlicher Verhältnisse betrachtet, die mit diesen steht und verschwindet, kann sich demnach den direkten Kampf mit der Kirche ersparen und braucht dieselbe nur dann, wenn sie mit ihrer kulturfeindlichen Tendenz ins öffentliche geistige Leben sich hineinzudrängen sucht, energisch in ihr Privatgebiet zurückzuweisen. Anders die Kirche. Aus denselben historisch-materialistischen Gesichtspunkten, die maßgebend für die Haltung der Sozialdemokratie sind, ist sie Todfeindin der Idee, die ihr den Lebensboden untergräbt und sie bekämpft mit allen ihr zu Gebote stehenden Nachtmitteln, mit wildem Fanatismus. Alles was mit dieser Idee zusammenhängt, vornehmlich was ihr Dasein bedingt: Die moderne Wissenschaft und die Industrie. Die Wissenschaft macht das Volk nicht nur dem Atheismus geneigt, sie kommt auch auf allen Gebieten der Sozialdemokratie zu Hilfe. „Wenn Darwin mit seiner Theorie Recht hätte“, stand unlängst in einer katholischen Broschüre, „ja dann haben die Sozialdemokraten auch Recht, wenn sie sagen, die Erde und ihre Güter sind für Alle da. Diese Wissenschaft muß

darum heraus aus unsern Schulen.“ Deutlicher und aufrichtiger kann man nicht sprechen.

Auch die moderne Industrie ist grausam gegen die Kirche. In der feudalen Gesellschaftsordnung, da war der Kirche am wohlsten, da konnte sie ihre äppigsten und lächnsten Blüten treiben. Damals, zum großen Theil selbst Arbeitgeberin, hatte sie den Menschen ganz in ihrer Gewalt und konnte mit ihm machen was sie wollte. Da entfaltete sich der böse Industrialismus, ein kapitalträchtiges Bürgerthum bildete sich in den Städten, die aufsteigende kapitalistische Produktionsweise sprengte die kirchlichen Fesseln; die Kirche modifizierte sich. Vorbei wars mit der schönen, alten Zeit. Wo früher der Pfaffe unumschränkt herrschte, da herrschte jetzt der Fabrikant. Der Arbeiter, der ehemals wohl öfters ins Gotteshaus kam, ist jetzt in der Fabrik fremden Einflüssen ausgefetzt; neue Sorgen, neue Gedanken nehmen ihn ganz gefangen; der Priester, zu dem er schon darum nicht kommen kann, weil ihn der industrielle Moloch mit beutegierigen Armen gefesselt hält, verliert mehr und mehr die Macht über ihn und das ist schmerzlich. Und hat der geschundene Proletarier einen freien Augenblick so geht er in die Kneipe, durch einen Schluck die Sorgen zu verschrecken, die ihn unablässig verfolgen. Die Kirche aber sieht großend zu der thätigen Fabrik hinüber, die ihr die Schätze raubt und dieselben einer neuen hoffnungsvollen Ideenwelt zuführt.

Die feindliche Stellung der Kirche zur modernen Produktionsweise ist demnach erklärlich. Die Kirche muß aber reaktionär sein, das bedingt ihre Erhaltung. Die künstlerischen Bestrebungen, dem Großkapital Fesseln anzulegen, es in seiner Entwicklung zu hemmen, um dadurch dem Kleinbetrieb, dem Handwerk längere Existenzdauer zu verschaffen, finden bei der Kirche willige Unterstützung. Und andererseits muß dieselbe auch in etwas den modernen Ideen Rechnung tragen, sie muß, um ihre Gläubigen zu erhalten, sich mit der sozialen Frage beschäftigen, und es ist rührend anzusehen, wie Katholiken und Protestanten sich mühen um die Lösung derselben. Die so vielgepriesene christliche Liebe reicht da nicht aus, man verlangt etwas kräftigen Arbeiterschutzes vom Staate. Auf den christlichen Versammlungen und Kongressen aber, die in der letzten Zeit stattfanden und sich mit der sozialen Frage beschäftigten, da war es fast weniger diese selbst, als vielmehr die Sozialdemokratie, der man die hauptsächlichste Aufmerksamkeit widmete. Ihr gelten die ganzen Anstrengungen auf sozialem Gebiete; sie dadurch zu vernichten, ist der Hauptzweck; alle Wuth und aller Grimm gegen die Sozialdemokraten offenbarte sich auf dem Vätticher Kongress in der Bezeichnung, die ein Hauptredner, der Abgeordnete Winterer, auf sie anwendete: *Moderne Barbaren!*

Längst wird, zum mindesten dort wo der Sozialismus Anhänger hat, von der Kirche auch ein bestimmtes politisches Glaubensbekenntnis ihren Gläubigern auferlegt und speziell die katholische Kirche hat da eine famose Institution, die Ohrenbeichte, trefflich geeignet, die politischen Gewissen zu prüfen. Der Jüngling wird gefragt, ob er Sozialdemokrat sei, das Mädchen ob sie einen Bräutigam habe und ob derselbe Sozialist sei u. s. f. Fällt die Antwort bejahend aus, und will der junge Mann seine politische Meinung, das Mädchen den Geliebten nicht lassen, dann giebt es eben keine Absolution, die religiöse Frage wird zur politischen erweitert; — die politische Ueberzeugung ist für die Kirche nicht Privatfache.

Die Sozialdemokratie aber erklärt umgekehrt die Religion zur Privatfache und thut Recht damit. Sie würde undemokratisch, unwissenschaftlich handeln, wollte sie den Atheismus fordern. Mit dem Gewissenszwang hat man nebenbei stets schlechte Erfahrungen gemacht. Bei der vollsten Religionsfreiheit, die in der sozialistischen Gesellschaft herrschen wird, ist trotzdem das Schicksal des Christenthums, mit dem wir es hier vorzugsweise zu thun haben, besiegelt. Wenn sich alle Wissenschaft froh und frei entfalten darf und ihr aufklärendes Licht in die entferntesten Winkel, wo freie Menschen hausen, senden darf, so ist die Religion als Massenerscheinung gar bald gefährdet und das fühlen die gar wohl, deren materielles Interesse dabei ins Spiel kommt, die „Diener des Herrn“, und das macht sie so widerhaarig gegen den kommenden gerechteren Zustand der Dinge.

Eine andere Frage kommt nun hier ins Spiel. Wäthen die geistlichen Würdenträger gegen die Sozialdemokratie in ihrem Ständesinteresse, so ist das erklärlich. Für das Volk der „Laien“ aber kann es unmöglich als religiöse Pflicht gelten, eine Partei zu bekämpfen oder zu hassen, die nur materiell-politische Interessen verfolgt, die den Armen und Unterdrückten Erlösung aus Knechtschaft verspricht, im Uebrigen aber das religiöse Gefühl des Einzelnen unangetastet läßt. Auch ein Christ kann zur Sozialdemokratie gehören. Vor der absoluten Religionsfreiheit in der künftigen Gesellschaft darf er sich als ehrlicher Christ nicht fürchten, er mühte sogar dieselbe wünschen; wird diese Freiheit verhängnißvoll für seine Religion, nun dann ist sie eben falsch, denn nach der Tradition mühte dieselbe sogar die Pforten der Hölle überwälzigen. Daß die gegenwärtige Ordnung der Dinge von Gott gegeben sei und man daher an derselben nicht rütteln dürfe, kann auch kein Hinderniß für das religiöse Gewissen sein, dennoch an derselben zu „rütteln“. Die „Ordnung der Dinge“ ist schon mehrfach zerstört worden und Gott ließ es geschehen. Könnte es nicht Gottes Wille sein, daß die heutige Gesellschaftsordnung zerstört

werde? Aber, „Reiche und Arme muß es immer geben, damit die Reichen Wohlthaten üben können“, sagt da eine bekannte katholische Autorität. Wirklich? Man möchte diesen Ausspruch eigentlich gottlos nennen. Die Bibel predigt Gütergemeinschaft und die ersten Christen waren Kommunisten. Reich und Arm! Dieses Verhältniß schafft fast alle Verbrecher, die nach dem christlichen Glauben doch ewige Höllepein dulden müssen, und es soll Sünde sein, die Ursache der Sünde und damit diese selbst aus der Welt zu schaffen? Oder soll es Sünde, wirklich Sünde sein, den Verbrechern die Gelegenheit zum Verbrechen, dem Dieb etwa die Gelegenheit zum Diebstahl zu nehmen? Oder soll eine gerechtere Gesellschaftsordnung, in der die Ursache, die früher zu allen Lasten und Verbrechen unter den Menschen Anlaß gab, verschwunden ist und wo die Menschen nun friedlich und in Harmonie nebeneinander leben, Gott ein Gräuel sein? Daß die Menschen sich zu dieser Stufe hoher Sittlichkeit durchgerungen haben, sollte nicht Gott wohlgefällig sein? Oder sollte es vielleicht Gott ärgern, daß nicht täglich so und soviel Seelen in die Hölle wandern müssen, verdammt zu ewigen Qualen?

Auch vom Standpunkt des gläubigen Christen kann man den sozialdemokratischen Lehren zustimmen; die Kirche darf ihren Anhängern keine eigene politische Meinung verbieten; wenn sie es thut, müssen ihr die egoistischen Gründe vorgehalten werden, die sie zu solchem Gewissenszwang bestimmen. Die Sozialdemokratie mit ihren erhabenen Zielen: Freiheit, Gleichheit kann für den keine Gefahr bedeuten, der eine ehrliche religiöse Ueberzeugung besitzt; gefährlicher mit ihrer kulturfeindlichen Tendenz ist die Kirche. Ein herrschsüchtiges Priestertum, die „frommen“ Bourgeois und der ganze Troß der gläubigen Armen, die sich willig ins geistliche Joch spannen lassen und ihren Hirten in allen Stücken blindlings Heeresfolge leisten, das sind in Wahrheit: *Moderne Barbaren!*

Die Arbeiter und die Kunst.

(Eingefandt.)

Bei Begründung der „Freien Volksbühne“ wurde das Schlagwort „die Arbeiter und die Kunst“ ausgegeben, wurde darauf hingewiesen, daß der Naturalismus vermöge seiner Kritik der bestehenden Verhältnisse besonders geeignet sei, das Interesse des Arbeiters zu erwecken, und so fort.

Wir scheint es nicht ganz richtig zu sein, wenn man Arbeiter und Kunst zusammenbringt, namentlich Arbeiter und moderne Kunst. Ich glaube, es geschieht Beiden Unrecht durch diese Zusammenstellung, der Kunst und den Arbeitern.

Was die moderne Litteratur von fast allen vergangenen Litteraturen unterscheidet, das ist namentlich die ganz andere Art von Genuß, die sie gewährt; höchstens das klassische Drama in Frankreich und in Spanien weist entfernte Aehnlichkeiten auf. Man kann schließlich die Sache so ausdrücken, daß das Genießen einer Dichtung der älteren Schule, sei es, welche es wolle, ein Vergnügen ist; das Genießen eines modernen Litteraturwerkes ist eine Arbeit; und noch dazu eine Arbeit, die durchaus nicht jeder leisten kann, selbst wenn ihm die Zeit zur Verfügung steht; indes Maupassant hat gewiß sehr Recht, wenn er in seiner Kritik sagt: „Der Sinn für die Kunst, dieser so zarte, so feine, so eigene, so nicht zu fassende, nicht zu bezeichnende Geruch, ist in der That die Gabe einer Geistesaristokratie; in Demokratien gehört er kaum hinein.“

Die Litteratur bis jetzt dichtete stets in Holzschnittmanier; und es war gleich, ob „idealisiert“ wurde oder ob die Darstellung „realistisch“ war — man hatte immer den Holzschnitt. Man vergleiche Calderon und Lope de Vega; man kann ja wohl den einen als Idealisten und den andern als Realisten, nach der üblichen Terminologie, bezeichnen; bei Beiden sind es dieselben groben Jüge, die wir sehen; es wird uns ein „Charakter“ gezeichnet, das heißt, eine Reihe von Eigenschaften, die dann immer wieder hervortreten. Der einzige Shakespeare, macht in einem einzigen Stück halb und halb eine Ausnahme, in Hamlet; weshalb auch bis heute die Weisen noch nicht klar darüber sind, was für einen „Charakter“ denn eigentlich Hamlet hat; auch Goethe's Gretchen schlägt Etwas hierher; ganz auffällig ist ja, wie diese beiden Figuren immer so gänzlich mißverstanden werden.

Die moderne Litteratur giebt keine Holzschnitte mehr, sie sucht, Gemälde zu geben, mit allen Farben, Tönen, Lichtern — bunte Gemälde mit all dem Zukenden und Wirren, dem Konfusen und Unlogischen und „Unkünstlerischen“, was sich in der Natur findet. Noch unbewußt macht sich dieser Drang geltend bei Balzac, den sein Talent nach vorwärts drängte, während sein Verstand in der Tradition blieb; daher bei ihm die wunderbarsten Widersprüche: in jedem Werk sind zwei Theile, der eine, wo er als moderner Künstler malt, der andere, wo er als alter die Charaktere logisch auseinander setzt. Nächtern ausgesprochen ist, so viel ich weiß, diese neue Auffassung zuerst von Strindberg in der Vorrede zu „Fräulein Julie“ — praktische Geltung hatte sie schon seit Flauberts „Sentimentale Erziehung.“

Nehmen wir ein Buch, wie etwa das zitierte von Flaubert; geben wir es irgend einem Menschen in die Hand, der hochintelligent, gebildet, kurz alles mögliche sein soll — er wird finden, daß es eine ganz niederträchtige, langweilige Platitude ist — er wird das Buch

geärgert aus der Hand legen und nicht im Stande sein, es auszulesen. Und dabei soll der Betreffende, vermöge seiner sozialen Lage, im Stande sein, die geschilderten Verhältnisse selbst zu kennen! Es giebt da ganz merkwürdige Beispiele. J. B.: Lafargue, gewiß ein intelligenter Mensch, behauptet, daß „die Belletristen von der Schule der Flaubert und Goncourt“ nur die Oberfläche der Dinge sehen — und dabei hat Flaubert die menschliche Natur in ihren tiefsten Tiefen ergründet, wie keiner vor ihm — nur, daß er diese Wissenschaft als Gerüst zu einer Arbeit betrachtete, das nicht stehen bleiben und den Bau versperren darf; der Leser, der den wahren Genuß von dem Buch hat, wird schon merken, was in ihm steckt. — Nehmen wir ein Werk, wie die „Familie Selide“ von Holz und Schlaf. Welche Dummheiten konnte man in den Zeitungen lesen, ehe das Stück aufgeführt war; das Werk überragt (?) jedenfalls Hauptmann's „Vor Sonnenaufgang“ um Thurmeslänge; aber „Vor Sonnenaufgang“ hat eingeschlagen, die „Familie Selide“ ist ziemlich spurlos vorübergegangen. Das Eigentümliche in „Vor Sonnenaufgang“ ist nur die Sprache — alles Andere ist alt; und wenn ich mich nicht sehr täusche, so ist es gerade das Alte, was gewirkt hat. Aber wer wird sich in ein Werk vertiefen, oder wer kann es, um alle diese Kleinigkeiten herauszufinden, wie der Natur entsprechend das Denken und Fühlen der Leute ist, wie der Ausdruck, den sie gebrauchen, ihren Gewohnheiten entspricht — das Gefühl, über das die Meisten nicht hinauskommen werden, ist: wie platt, wie trivial! Und dabei ist das Stück noch nicht einmal ganz konsequent, es ist immer noch ein Kompromißprodukt! —

Inbessen, das ist alles noch einfach; das Verständniß dieses Inhalts im weitesten Sinne ist noch leicht gegenüber dem Verständniß der Form im engeren Sinne, des Ausdrucks, des Wortes. Bei uns in Deutschland pflegt man darauf überhaupt nicht zu achten; es ist besonders Frankreich, wo man hier eine besondere Art von künstlerischem Genuß sucht.

So ist z. B. für Flaubert das erste eigentlich Nebensache; Hauptsache ist dieses zweite, und ihm galt seine hauptsächlichste Arbeit. Aber hierfür haben nur sehr wenige Auserwählte Empfindung; das Wort, die Phrase in ihrem Tonfall, ihrer Klangfarbe, ihrem gewissermaßen innern Sinn zu verstehen, in der Bedeutung, welche durch die nothwendigen Assoziationen hinzukommt, in den feinen Unterschieden von Synonymen, in der Stellung der Worte zu einander im Satz — das erfordert einen künstlerischen Sinn, der, zunächst angeboren, herausgearbeitet und gebildet sein muß durch eine lange, sorgfältige Arbeit. —

Alles in Allem: die Kunst, vor allem die moderne Kunst, ist nicht für den Arbeiter, dem, alles Andere zugestanden, doch die Zeit fehlt, sich auf den Genuß vorzubereiten. Das mag brutal klingen, aber es ist so. Ob vielleicht die weitere Entwicklung andere Wege einschlagen wird, ist nicht zu sagen; vielleicht, daß die Kunst wieder demokratischer wird; diese Werke aber, gedichtet von Geistern, welche einjam inmitten eines verständnißlosen Bourgeoispublikums standen, das sich in der Borntheit im Genießen seit fünfzig Jahren reizend ausgebildet hat — diese Werke von einer einjamen Aristokratie für eine einjam Aristokratie geschrieben, werden immer auch nur von Wenigen genossen werden können.

Soweit ich die Versammlungsberichte der „Freien Volksbühne“ habe verfolgen können, ist es denn auch nicht das rein künstlerische, was auf das Publikum anziehend wirkte, sondern der rohe Stoff.

Der Genuß am Stoff ist ja überall das Surrogat (schlechter Ersatz) für den künstlerischen Genuß; aber deshalb ist er doch eben kein künstlerischer Genuß! Und es ist ein Selbstbetrug, wenn man sich das doch vormacht.

Vielen Beifall findet Bösen; begreiflich, denn bei ihm hängt, wie auf alten Gemälden, den Personen jedesmal ein Bändchen aus dem Mund: „Dies ist der Volksfeind“, ein freihetlich gesinnter Mann und dem geht es nun so! oder: „Dies ist Nora“, ein Tendenzweib, sittlich, sehr gut tanzend, doch Gesinnung tragend in der Hochbrust, kein Talent, doch ein Charakter“ — wen sollte das nicht rühren?

Aber Kunstgenuß ist das nicht, Kunst hat man da nicht. Dieses arme Aschenbrödel, die Kunst, wirklich sie wird als Mädchen für Alles benutzt, sogar gesinnungstüchtig soll sie sein!

Man braucht nicht gerade Kunstfanatiker zu sein, um zu bedauern, wenn die Kunst derartig gemißbraucht wird. Die „Freie Volksbühne“ wird gegenwärtig mit allerhand kleinlichen Mitteln bekämpft; wenn sie durch diese Mittel fallen sollte, so wäre das traurig, wie es immer traurig ist, wenn ein ideales Wollen durch Niedertracht vernichtet wird. Aber an sich würde ich das Unternehmen jedenfalls nicht billigen.

Was die moderne Litteratur für uns bedeutet.

Den oben abgedruckten, uns von nahestehender Seite zugehenden Aufsatz, welcher sich polemisch gegen das Institut der „Freien Volksbühne“ wendet, wollten wir unseren Lesern nicht vorenthalten. Die Freunde dieser Bühne haben keinen Grund, die gegen sie erhobenen Einwürfe todzuschweigen, sie vermögen auf dieselben — scheint mir — leicht zu antworten.

Der Einsender behauptet, die moderne Dichtung verfolge die Tendenz, an Stelle einheitlicher, durch gewisse immer wiederkehrende Jüge ausgezeichneter Charaktere das Leben selbst in seinem bunten Wirrwarr zu geben.

Die moderne Literatur sei darum ganz besonders unverständlich für die Arbeiter; je mehr sie strebe, die Komplexität der wirklichen Menschen auszudrücken, um so mehr Arbeit und feinsinniges Eindringen erfordere sie naturgemäß. Beides Dinge, die nur eine geistige Aristokratie, nicht der durch übermäßige Arbeitslast herabgedrückte Proletariat leisten könne.

Wenn also — diese Folgerung drängt sich auf — der Arbeiter überhaupt für Kunst zu haben ist, so doch sicher nicht für die moderne.

Man wird bei der literarischen Fortentwicklung zwei Momente im Allgemeinen zu unterscheiden haben, die Einwirkung des sachmännlichen Interesses und die Einwirkung der ganzen sozialen Bewegung. Dasselbe, was für die übrigen geistigen Berufstätigkeiten, das trifft auch natürlich für die Poesie zu. Im Lauf der ökonomischen Entwicklung bilden sich gewisse Bedürfnisse heraus, für deren Befriedigung eine besondere Gruppe von Menschen arbeitet. Diese Gruppen — in unserem Falle die Dichter — haben nun ihre besonderen, durch den eigenartigen Beruf entwickelten Fachinteressen. Der Sinn für alle Feinheiten der Sprache, für den Rhythmus der Verse, für die anschauliche Darstellung von Charakteren und Szenen, für den wirkungsvollen Aufbau einer Fabel, für Motivierung u. s. w. wird durch die dauernde literarische Beschäftigung selbstverständlich bei ihnen bedeutend schärfer ausgebildet, als bei der großen Masse des konsumierenden Publikums, das immer nur gelegentlich ins Theater geht oder zu einem Buche greift.

In den verschiedenen Perioden der Literaturgeschichte verfolgen die Dichter besondere Ideale des Geschmacks. Bald schiebt sich die, bald jene Forderung vor; man sucht z. B. die Sprache und die Klarheit der Komposition (Szenenführung) vor Allem auszubilden und vernachlässigt, um nur diesen Zweck recht vollkommen zu erreichen, die Charakteristik und natürliche Motivierung (Begründung der geschilderten Handlungen) darüber. Das klassische französische Drama ist dafür ein gutes Beispiel.

Wenn nun der Einsender behauptet, der Hauptzug unserer modernen Literatur sei das Bestreben, die bunt-schillernde Mannigfaltigkeit, welche uns das wirkliche Handeln der Menschen zeigt, auch in die poetische Charakteristik aufzunehmen, so wird er — bis zu einem gewissen Grade wenigstens — wohl Recht haben. In dem Kreise der Künstler mag eine gewisse Geschmacks-umwälzung stattgefunden haben. Statt der Ueber-sichtlichkeit mag es die Vollständigkeit der Charakteristik sein, die vor allem dem künstlerischen Fachinteresse als notwendig und bedeutungsvoll erscheint. Alle Züge, auch die wunderlichen Gedankenverbindungen, räthselhaften Auf-waltungen und merkwürdigen, aus den Tiefen des Unbewußten glühend aufsteigenden Entschlüsse, das Dunkle, Widersprüchliche und die scheinbaren Kleinigkeiten, die man früher übergang, sollen jetzt in die Charakteristik mit verschluckt werden.

Einmal zugegeben, die Literatur verfolge wirklich heute diese Bahn, so wird man doch in keinem Falle einräumen dürfen, daß ihr Wesen hierdurch erschöpft sei. Für die kleinen Modifikationen in der Charakter-zeichnung wird sich der enge Kreis der Künstler und der raffinierten Kunstliebhaber zweifellos sehr interessieren, aber im Grunde bleibt das Ganze doch eine sachmännliche Frage.

Es soll nicht geleugnet werden, daß die Richtung, welche vor allem Genauigkeit und Vollständigkeit in der Charakteristik verlangt, durch die naturwissenschaftliche, auf Detailkenntnis gerichtete Zeitströmung gefördert wird, ebenso wie die Eleganz des französischen Klassizismus eine Ergänzung zu dem Roccocogeschmack der damals herrschenden Klassen bildete.

Aber die Verbindung der modernen Kunst mit der lärmenden und kämpfenden Außenwelt und damit auch ihr Einfluß auf diese Außenwelt muß so lange außer-ordentlich gering bleiben, als sie sich nicht durch andere, greifbarere, auch dem Blick der Menge kenntliche Eigen-schaften auszeichnet, durch Eigenschaften, welche un-mittelbar den Geist unseres sozialen Lebens wider-spiegeln.

Und der Naturalismus hat solche Eigenschaften.

Die Gegenwart wird beherrscht durch den Klassen-gegenatz zwischen Proletariat und Bourgeoisie. Die soziale Frage hat alles Uebrige in den Hintergrund ge-drängt und naturgemäß spiegelt sich diese Tatsache in der Gedankenrichtung unseres Zeitalters wieder. Die materialistische Geschichtsauffassung, welche den ursprüng-lich treibenden Faktor der ganzen Gesellschaftsentwicklung in der Ökonomie und dem durch sie bedingten Klassen-gegenatz findet, dringt auf allen Punkten siegreich vor, dokumentiert sich in tausend verschiedenen Äußerungen.

Auch die Literatur muß durch sie nothwendig revo-lutionirt werden. Der Dichter, der sich nicht von seiner Zeit willkürlich absondert, bekommt eine andere Vor-stellung von dem Interessanten und Bedeutenden.

Wenn die Weltgeschichte nicht durch die Handlungen hervorragender Wesen, sondern im Grunde durch die ökonomischen Alltagskämpfe der Masse, die nur zuweilen effle dramatische Form annehmen, gemacht wird, dann ist ja nicht das Außergewöhnliche, sondern gerade das Gewöhn-liche interessant und bedeutsam. Wer den geschichtlichen Inhalt, das wahre Wesen einer Epoche ausschöpfen will, der muß nicht an die Höfe, zu den Königen, den Feld-herren und Priestern, nicht in die Salons und Bäder der feinen, von der ökonomischen Wahlstatt weit entfernten Gesellschaft, er muß in die Straßen, in die Läden, in die Fabriken gehen, wo die großen Gegensätze, aus denen die neue Gesellschaft einst geboren wird, in wildem Kampfe miteinander ringen. Dem Poeten, welcher die Schauer der Weltgeschichte in illusionären Vergangen-heiten sucht, ihm ruft die Zeit zu: „Siehe um Dich, was Du siehst, ist Weltgeschichte!“

Und wie kann der Dichter diesen Inhalt fassen? Natürlich nur stückweis. Tag für Tag bringen die öko-nomischen Verhältnisse mit Nothwendigkeit tausend- und aber tausendmal die großen Konflikte, die in der Struktur unserer Gesellschaft selbst begründet sind, hervor. Der Dichter, der das Leben der Massen schildern will, ist darauf angewiesen, diese großen Konflikte in typischen Bildern zusammenzufassen. So stellt Zolas „Tobtschlager“ die Verelendung der Arbeiterfamilie durch den Alkohol, „Germinal“ den Kampf der Bergarbeiter gegen die Aktien-gesellschaft, „Zum Glück der Damen“ den Sieg der großen Magazine über das Kleingewerbe u. s. w. dar. Selbst-verständlich richtet sich der Poet nicht nach einem be-stimmten Schema, der Rahmen ist außerordentlich weit und die Gestalten schaffende Phantasie des Dichters ver-mag sich ungehindert auszuleben. Das Ziel, welches eine wirklich moderne Poesie immer im Auge zu behalten hätte, wäre aber, nicht einzelne, sondern möglichst alle Konflikte, in denen — durch ökonomische Nothwendig-keit bedingt — unser Leben verläuft, poetisch darzustellen. Freilich welche Bänderzahl würde dazu gehören! Balzac's „menschliche Komödie“ ist ein Vorpiel davon.

Die „Freie Volksbühne“ wie überhaupt jeder Versuch, die moderne Literatur an das moderne Pro-letariat heranzubringen, kann seine Berechtigung nur aus diesem sozialen Charakter der heutigen Dichtung, die ein echtes Kind ihrer Zeit ist, herleiten. Was thut der Arbeiter, der seine Zeitung liest? Er unterrichtet sich über die neuesten Vorkommnisse, welche den der Gesell-

schaft innewohnenden Klassengegensatz- und Kampf charak-terisieren. Unter diesem Gesichtspunkte arbeitet unsere gesammte Presse, sie will durch Vorführung immer neuen Thatfachenmaterials das Bewußtsein jener Gegensätze im Proletariat nähren und vertiefen. Und was thut der Arbeiter, der seinen Zola liest? Er empfängt statt naechter Thatfachen, statt abstrakter Ausführungen, ein lebensvolles, mit genialem Scharfsinn aus tausenderlei Beob-achtungen zusammengesetztes Phantasiebild eben derselben großen Gegensätze. Wer kann ermessen, wie tief dieser Eindruck geht, welche Gedankenschwärme er her-vorrufen, wie mächtig er das fördert, was unsere Partei unter dem Namen der „Aufklärung“ erstrebt. Diese Kunst kann sich unmittelbar in den Kreis seiner ganzen Lebens-anschauung einfügen, den Mann innerlich beschäftigen und damit weiterbringen.

Es ist übrigens durchaus nicht die „Freie Volks-bühne“, welche den Anfang gemacht hat. Unsere Presse bringt schon lange mit Vorliebe Erzeugnisse der natura-listischen Richtung, und man hat bis jetzt noch ganz und gar keinen Beweis, daß diese Dinge etwa den Arbeitern unverständlich gewesen wären.

Ich resumiere: Das wesentliche Merkmal moderner Literatur finde ich nicht in der Form: dem Raffinement der Charakteristik, sondern in dem Stoff: der Behandlung ökonomisch bedingter Massenkongflikte. Und eben diese Stoffwahl rechtfertigt meiner Meinung nach das Streben innerhalb unserer Partei, die Arbeiter durch Lektüre und Theater mit dem Naturalismus bekannt zu machen. Alva sagt der Herr Einsender: „Die Stoffwahl! Da haben wir's. Der Stoff ist ja künstlerisch gleichgültig. Ihn in den Vordergrund stellen, heißt die Kunst mißbrauchen“. Ich frage warum?

Die Gleichgültigkeit gegen den poetischen Stoff und die Vergötterung der Form ist das Produkt einer vom Volksleben abgeschnittenen poetischen Fachsimpelei. Bei den Griechen, die doch gewiß Kunst hatten, und bei allen übrigen Völkern vor der bürgerlichen Epoche — galt die Kunst als Bewahrerin der religiösen und nationalen Sagenwelt. Nur als Trägerin dieses Stoffes besaß sie ihr Ansehen. Soll die Kunst aus den Studirstuben der bürgerlichen Dichter in das Volk hinaus, so werden nicht irgend welche technische Feinheiten, sondern ebenfalls wieder nur der geistige Inhalt, die Wahl des Stoffes dieses Wunder bewirken. Die Kunst muß sich einreihen in die allgemeine soziale Bewegung und aus dem Geiste dieser heraus schaffen. Wahrlich, sie erniedrigt sich nicht, wenn sie mit dem, was heute Leben hat, sich ganz durchtränkt. Wo Begabung im Proletariat vorhanden, wird das formale poetisch-technische Interesse sich dann bald an das ursprünglich stoffliche modifizierend anreihen. Ich denke, die Herren Dichter brauchten in diesem Punkte nicht so präde zu sein.

Wie mächtig gerade auf das Volk die dramatische Darstellung wirkt, hat die erste Aufführung der „Freien Volksbühne“ wieder einmal bewiesen. Es war eine Freude, diese gespannten, tiefaufhorchenden Gesichter zu sehen. Hoffen wir, daß die Existenz einer solchen Bühne nun auch auf die dramatische Produktion fördernd ein-wirke, daß die dramatischen Dichter in der naturalistischen Gestaltung wahrhaft sozialer Konflikte den Novellisten allmählich nachkommen. Vorläufig sind erst die Ansätze vorhanden, aber tüchtige, so daß es schon jetzt lohnt, die Arbeiter damit bekannt zu machen.

Briefkasten.

H. S. Ihr Gedicht „a. m. S.“ werden wir demnächst gerne bringen.

Unterzeichneter, 33 Jahre alt, körperlich gewandt, gesund mit physischen Arbeiten vielfach vertraut, seit längerer Zeit für die Arbeiterfrage produktiv schriftlich thätig, sucht, da gegenwärtig existenzlos, Stellung, gleichviel welche. Aus uns über mich erreicht auch die Redaktion des „Thüringer Volksfreund“ in Sonneberg i. Th.

Albin Schwendemann.

licht-strahlen

Blätter für volksverständliche Wissenschaft. Zugleich ein literarischer Wegweiser für das Volk.

Erscheint halbmonatlich in Heften à 20 Pf. im Verlage von O. Harnisch, Dresden, Annenstraße 47.

Probennummern auf Verlangen gratis und franco. Hohes Colporteurs überall gesucht.

Colporteurs überall gesucht!

Empfehle meinen werthen Freunden und Genossen sowie den Lesern dieses Blattes, mein Cigarren-Geschäft, Carl Lehmann, Brunnenstr. 83, dicht am Humboldthain.

64. Waldemar = Straße 64. Schuh- u. Stiefelwaaren-Lager von Ernst Grossmann.

Große Auswahl in Herren-, Damen- und Kinder-Schuhen und Stiefeln jeder Art.

Reelle Bedienung.

Billige Preise

Cigarren und Tabak, Pfeifen und Cigarrenspitzen von C. M. Wilschke & Co.

1. Geschäft: SW., Junferstr. 1.
2. Geschäft: SW., Kaydachstr. 1, Ecke d. Poststr.
Den Genossen bestens empfohlen:
Hamburger Thee. Feuerversicherung.

Rum, Punsch, Glühwein Flasche 1,50 Mk.
Ingwer, Pommeranz, Luft Liter 1,— Mk.
Mediz. Ungarwein Fl. 1,50 u. 2 Mk.
Roth- und Portwein Fl. 1,50 Mk. empfiehlt

Franz Beyer Prinzessinen = Straße 15. Filiale: Elisabeth-Ufer 47, Ecke der Waldemarstraße.

Zur Winter = Saison mache ich meine werthen Freunde und Genossen auf mein reichhaltiges Lager in

Holz- und Filz-Schuhe sowie Pantoffeln aufmerksam. Fabrik und Lager aller Sorten Holz-Pantoffeln. Engros-Verkauf. Chr. Geyer, Drancienstr. 4.

Kranzbinderei u. Blumenhandlg. von J. Meyer Nr. 1, Wiener Straße Nr. 1, (in der Ecke bei der Mantelstraße). Guirlanden 15 Pfg. pro Meter. Doppelbügelige Vorbeertränge von 50 Pfg. an. Topfpflanzen, Bouquets u. gut u. billig.

Verein der Sattler und Fachgenossen. Am Sonnabend, 1. November, Abends 9 Uhr bei Beier, Alte Jakobstr. 83

Versammlung.

Tagesordnung:

1. Die sogenannte Zukunftsfrage. Ref.: Pösch.
 2. Diskussion.
 3. Verschiedenes.
- Zahlreichen Besuch erwartet. Der Vorstand.

Empfehle Freunden und Genossen mein reichhaltiges Lager von

Cigarren u. Tabake.

Dieselbst Zahlstelle des Metallarbeiter-Verein und der Hürtler-Hilfskasse. Haupt-Agentur des Berliner Feuer-Versicherung.

Otto Klein

Kottbusser Damm 14, früher Ritterstr. 15.

Posamentier-, Weiß- und Wollwaaren-Geschäft von L. Gerhard,

früher Wasserthorstr. 68, jetzt Schwedter-Straße Nr. 13, empfiehlt sich den Genossen bestens.

Dem Genossen

Friedrich Tiecke

sendet zu seinem 36jähr. Geburtstag die besten Glückwünsche, sein Schwager Carl Paul.

Trost.

Es lebt noch eine Flamme,
Es grünt noch eine Saat —
Verzage nicht, noch bange:
Im Anfang war die That.

Die finstern Wolken lagern
Schwer auf dem greisen Land,
Die welken Blätter rascheln,
Was glänzt, ist Herbstesand.

Den Blick zum Stab gewendet,
So haften sie dahin,
Verdüstert ihre Stirnen,
Dampf und gemein ihr Sinn.

Doch seh ich Hände zittern
Und Schläfen süß ich glühn,
Hornadern seh ich schwellen
Und Augen trotzig sprühn . . .

Es lebt noch eine Flamme,
Es grünt noch eine Saat —
Verzage nicht, noch bange:
Im Anfang war die That.

Otto Erich.

Scenen aus Krohg's „Albertine“.

(Aus dem Norwegischen übersetzt von G. Wetter.)

III.

Albertine sah und nähete an den Säumen und zog darnach die Heftfäden aus. Ein dunkler Schatten hatte die Halbgardine passirt — ein starkes Klopfen an der Thür —

„Joffa!“

„Guten Tag — lustig, zieh Dich an, Tina, und komm mit hinaus — es ist so schönes Wetter. Habe ich mein Kleid nicht flott herausgeputzt und sieh nur meinen Lieutenant!“ — Die kleine dicke Person mit der dicken Wippenase und den großen Nasenbüchern drehte sich rund herum, daß ihr hoher „Cul de Paris“ auf und nieder wippte. — „Komm nur und sei lustig — Deine Sachen beim Färber? — Du kannst nicht? — wegen solchen Plunders! — Man nennt das übrigens den Färber — für wieviel steht es? — Neun Kronen? — Soviel habe ich nicht — aber weißt Du was, Du mußt mit dabei sein — die Musik hören — vielleicht bekommen wir auch den König zu sehen — er ist in der Stadt und auch der süße Prinz Karl — o, für einige Redensarten — leihst Du wohl — aber nur hurtig — leihst Du wohl von Oline — habe ich gedacht — ihren Regenmantel — und die Pelzmütze. Dann bist Du fein. — Denke, weißt Du, was in der Stadt über Dich herumgeht — daß Du eine Vorladung erhalten hättest und auf Fila eingesperrt wärest, und das deshalb, weil Du gar nicht zu sehen bist. — So was von Dir zu denken, die noch ganz unschuldig ist!“

„Vorladung? Ich?“

„Ja, denke Dir, Du, die noch ganz unschuldig ist.“

„Du bist verrückt — Du lägst.“

„Ich lügen — weißt Du, was sie noch mehr reden? — Daß Du eingesperrt wärest!“

„Eingesperrt —“

„Ja, auf Fila —“

Joffa war plötzlich verstummt und sah sich erschreckt um. Albertine's feines Haupt lag auf die Nähmaschine gelehnt, die starke Hand umklammerte die Scheere und man sah an der Bewegung der breiten Schultern, daß sie weinte. Plötzlich erhob sie sich und schlug auf die Mahagoniplatte des Maschinentisches.

„Es ist Valeria, die das gesagt hat, das soll sie wiederbekommen! — Treibe ich mich auf der Straße herum, so ist es schlecht, und gebe ich nicht aus, so ist es auch schlecht — Fila — das soll sie wiederbekommen.“

„Ja — ja — ich sage nicht, daß Valeria — aber es geht in der Stadt herum — es geht herum — ich habe nicht gesagt, daß es Valeria ist — aber nun mußt Du Dich beeilen, denke ich. — Ja, aber Stirnhaare mußt Du haben — und einen „Lieutenant“ zum Regenmantel — das ist das Allerwichtigste — denn den mußt Du haben — was hältst Du von meinem — mit ordentlichen Reifen, verstehst Du, Mädchen — zum zusammenziehen mit einem Bändchen, verstehst Du. — Ich weiß nicht, was Du willst — spüte Dich, spüte Dich nun, — Guten Tag, Eduard — Guten Tag, Mutter Kristiansen. Wie steht es denn mit Dir, Eduard — willst Du noch mein Bräutigam sein — steht was Neues im Tageblatt.“

„Fila!“ — sie hatte sich wieder in den Stuhl geworfen und legte den Kopf hintenüber — „in Fila! Ja ich konnte es mir denken — an all dem ist Oline Schuld“ — Sie weinte, so daß sich große Vertiefungen am Hals bildeten und die Brust sich hob und senkte. „Da hab ich's wieder, weil ich drei Wochen drinnen gefessen und genäht habe — da hab ich's wieder dafür, daß ich niemals habe bei etwas dabei sein wollen, — dafür, daß sie nicht sagen sollten, ich würde wie Oline“ — und sie

weinte und weinte — „Sagten sie nicht, ich wäre gleich nach Fila hinabgezogen?“

„Nein, aber Tina, — ich denke Du bist so wie ich, Du weinst deswegen — Du solltest nur wissen, was über mich in der Stadt geredet wird. — Denke Dir, man sagt, ich wäre aus der Flora herausgewiesen, weil ich mit Smith und Helgesen Zigarren rauchte — und das ist die reine Lüge, denn wir tranken zwar Champagner zusammen, aber eine Zigarre ist nicht in meinem Mund gekommen, nur eine einzige Zigarette, von der mir dabei noch übel wurde — aber wir gingen um puncto Zwölf fort. — Aber gerade deswegen sollst Du ausgehen — spüte Dich nur —“

„Nein, danke — Oline's Regenmantel — nein, niemals werde ich von Oline etwas leihen — nie in meinem Leben!“

Nach Hin- und Herreden von einer Stunde stand Albertine auf, um zu Oline zu gehen. — Oline war ja anständig und verheirathet, sagte man, obschon sie nicht begreifen konnte, wie das zugehen sollte — und so konnte sie wohl einen Regenmantel und eine Pelzmütze von ihrer verheiratheten, anständigen, leiblichen Schwester leihen, oder vielleicht war auch das schlecht — aber nun würde sie es thun —

Vorgeladen, sie? und eingesperrt? — Ja — das sollte Valeria wiederfragen, denn es war kein Anderer, der das gesagt hatte, als wie Valeria. „Gieb mir die Scheere!“ Sie ging zum Spiegel.

„Nein, nein.“ Mutter Kristiansen hatte sich mit dem Kochlöffel in der Hand umgewendet — „Du schneidest Dir nicht die Stirnhaare ab, Tina — Du thust es nicht — Du weißt, wie Vater Oline durchprügelte, als sie es gethan hatte — willst Du nun auch auf denselben Weg? — Hol Dich der Teufel, Joffa, daß Du herkommst und Tina zu solchen Narrheiten verleitest.“ — Knips, knips — da lag das Haar. „Ach Herrjeh!“

„Tina, Tina — als Oline sich das Stirnhaar gemacht hatte — da war kein Halt mehr,“ rief Mutter Kristiansen, während zwei große, dicke Thränen bereits ganz bis in die tiefe Kinngrube hinabgelaufen waren.

„Ach nein doch Alte! Sieh sie doch nur an, hat sie keine Stirnhaare — und sie ist doch wohl anständig genug?“ — und Joffa zeigte auf den Delbrud über der Kommode.

Mutter Kristiansen sah nach der Viktoria hinauf — und schweig und wandte sich zum Ofen zurück.

„Ja, ist da nun ein Licht und ein Federhalter —“

„Tina, Tina — das thust Du nicht — oh — thue es doch nicht — Du hörst, Deine Mutter sagt, Du sollst es nicht thun — das ist Sünde — o thue es doch nicht, meine Tina — ich glaube, die Mädchen hier in der Stadt sind jetzt rein verrückt — Du als einfaches, armes Nähtermädchen — sollst Du so gehen? — Ja, dann kannst gleich ebenso gut in die Stadt ziehen — o, thue es nicht, meine Tina! Was glaubst Du, daß Mutter Olsen und Hansen hier im Hause sagen, wenn sie es sehen? — Sieh die Viktoria — hat sie vielleicht Loden?“

„Mutter Olsen und Hansen können mich alle Beide hoch blasen — aber wenn Du so in mich dringst, werde ich die Loden fortlassen — den „Lieutenant“ muß ich aber haben!“

Sie hatten lange gesucht, um etwas zu finden, was zur Tournüre brauchbar war, da riß Joffa dem Eduard das Tageblatt aus der Hand und rollte es in einen Ballen zusammen — „das ist der beste Lieutenant, den man sich denken kann!“

Mutter Kristiansen trocknete sich die Augen und schüttelte mit dem Kopf. Aber der Rock war schon aufgehoben und das Tageblatt festgebunden.

„Sieh nur, sieh nur, — ist das etwas, um darüber zu weinen, er ist so klein, das ist ja nur ein Kadet.“

„Nun nehmen wir jeder ein Padet in die Hand — einige Flieder, etwas Papier, ein Bändchen — so, nun eine Schlinge über dem kleinen Finger — das haben wir im Laden gekauft — nun fort zu Oline — Adieu denn — Mutter Kristiansen!“

Albertine wurde von Tage zu Tage bleicher, und die hohe Bogenlinie über dem Busen wurde flacher und niedriger, und es war gleich, als wenn die kräftigen geraden Schultern sich vornüber beugten und wenn Mutter Kristiansen auf ihren Rücken hinsah, war es ihr, als wenn die graue Kleiderhülle sich runder und runder darüber spannte, und sie war nicht so lustig und auch nicht so fleißig wie früher, plauderte fast gar nicht mehr, während sie sah und nähte, und lachte selten.

Mutter Kristiansen wurde besorgt. Sollte sie auch die Abkehrung bekommen — sollte sie sie auch sehen müssen, wie sie elender und elender wurde, sehen müssen, wie sie ins Krankenhaus hinauszog und dazwischen nur zum Besuch kam und zuletzt ganz fortblieb? „Mein Schawl soll für Dich verändert werden wenn Du willst“ — ja, sie konnte ihn auch färben lassen, wenn sie nicht so mit ihm gehen wollte, wie er war. — Aber Albertine lächelte ihr nur ein Wenig zu.

Aber was die Alte am meisten besorgt machte, war, daß sie so süßsam und gut geworden war und daß sie

begonnen hatte im neuen Testament zu lesen, was sie früher niemals that.

Sie las Alles, was sie über die Maria Magdalena finden konnte — denn vielleicht konnte sie in's Klare kommen über alles das, was sie nicht verstand — darüber, wie Oline dazu kommen konnte, so was zu thun, und wie es nun war, als wenn sie nichts gethan hätte, nur weil ein alter Mann von sechzig Jahren sich mit ihr verheirathete — und dann stand dort, daß man keinen Stein auf solche werfen sollte, aber es schien ihr, daß man unaufhörlich Steine auf solche würde — und sie meinte, daß man dazu auch ein Recht hätte — und dann hörte man plötzlich damit auf, weil ein alter Kerl sie für sich allein haben wollte. Nein, sie begriff keinen Schimmer von alle dem — und so las sie in dem alten Testament, was dort von solchen Dingen stand, aber sie kam dadurch auch nicht in's Klare — das erschien ihr alles häßlich und abscheulich.

Wenn sie es nur unterlassen könnte, ewig und immer über das da zu grübeln und nachzudenken — aber es kam wieder und wieder, und Oline's Lächeln war beständig mit dabei — dieses sonderbare, häßliche Lächeln, von der Glashäure, welches ihre hübschen wohlgeputzten Zähne sehen ließ, mitten in dem anständigen, ehrbaren Gesicht mit dem geraden Scheitel auf der Stirn ohne Stirnlocken. Sie wollte daran nicht mehr denken — was ging das sie an? Und es verbanden sich damit so viele Gedanken, die gewiß Sünde waren, und wenn sie so ein Hasensfuß war, wie Oline sagte, daß sie in der Brautnacht davonlaufen würde, warum dachte sie denn so beständig an dieses da?

Denn das that sie — beständig und unaufhörlich — ewig und immer verfolgte es sie — und das war sicher auch Sünde. In der Brautnacht davonlaufen — ja das würde sie ganz gewiß thun. Und etwa deshalb, weil sie ein Hasensfuß war? Das mußte so entsetzlich schamerregend sein, dachte sie, und Sünde mußte es auch sein, wenn Gott die Ehe auch eingeseht hatte — und es war ja auch Gesetz und sollte so sein und von der Obrigkeit getattelt — aber nein! Sie begriff nicht, wie man das thun konnte — sie begriff, daß es häßlich und abscheulich wäre, und sie sah auf die Alte hin und dachte, es wäre sonderbar, daß sie das hätte thun können — sie, ihre eigene Mutter.

War sie selbst denn anders geschaffen, als andere Menschen? Ja, sie mußte es wohl sein — aber sie mußte immer daran denken — das war so widerlich und sicher auch Sünde. — Gut war nur, daß Niemand wußte, daß sie ständig sah und an so etwas dachte.

Aber als Mutter Kristiansen sie im Testamente lesen sah, da kam sie auf einen Kniff sie herauszubekommen. Sie fragte, ob sie am Sonntag mit ihr in die Kirche kommen wollte, Nein, sie hatte zuerst keine Lust dazu, aber dann zum Schluß ging sie darauf ein, und am Sonnabend, ging Mutter Kristiansen auf eigene Hand zu Oline und ließ den Regenmantel und die Pelzmütze und auch ein Paar Handschuhe.

Es war etwas trübes Wetter gewesen und hatte im Laufe der Woche ein wenig geregnet, aber am Sonntag war es schön und klar mit einigen hellen, sommerartigen Wolken am Himmel, und es war frischer und mehr frühlingartig geworden.

Sie gingen in die „Erlöserkirche“.

Wie reich und fein sah es drinnen aus in den hohen, hohen Räumen mit Säulen und Teppichen auf dem Boden und den breiten Treppen und die Stille und alle die gepuderten Leute mit feinen Gesangbüchern in den Händen mit den strammen Handschuhen darauf, seine Frauen und seine junge Damen und seine Kinder, und selbst die alten Weiber sahen so ausgeputzt aus, wie wenn alles so gut und schön wäre. Und die Leute waren so milde und liebenswürdig gegeneinander und ließen einander in die Gesangbücher einsehen, selbst die, die sich gegenseitig gar nicht kannten und der Prediger war so nett und sah so fein aus. Sie fühlte sich in dieser ordentlichen und feinen Gesellschaft wohl — sie hörte nur auf den Anfang der Predigt, ob es nicht von der Maria Magdalena handelte — dann aber erschien es ihr so gemüthlich, den Klang der Stimme des Priesters ins Ohr dringen zu lassen — er hatte einen so behaglichen, ruhigen, schönen und angenehmen Tonfall — bald herauf und bald herab — regelmäßig — das war wohl der Friede, von dem sie hatte reden hören, daß man ihn erhielt wenn man in die Kirche ginge. — Früher hatte sie das niemals verstanden, aber nun begriff sie es so gut, und sie war froh darüber. Ja, es war wirklicher Friede, der über sie herabgekommen war. Was ging sie nun all das Häßliche an? Sie hatte ja noch nichts Schlechtes gethan und wollte es auch nicht, nein, niemals in ihrem Leben. Was that es, wenn man erzählte, daß sie eine Vorladung erhalten hätte und eingesperrt wäre, — und die Glashäure dort oben — was brauchte sie daran zu denken? — Sie athmete tief auf; man konnte sehr gut hier in diesem hohen, stillen Raume aufathmen — nein, das war gewiß nur dummes Gequatsch, das, womit sie sich immer herumtrieb und woran sie dachte. — Man brauchte auch nicht Alles zu verstehen. Aber der

*) Die Uebersetzung ist als Buch in Budapest bei Grimm erschienen.

**) Volksthümlicher Ausdruck für Tournüre.

Friede, von dem sie redeten, den fühlte sie deutlich in ihrem Innern, besonders wenn die Orgel zu brausen begann — das war so schön — es war, gleich als wenn sich in ihr etwas auflöste — das war der Friede. Sie war so froh, zum ersten Mal seit langer Zeit, und sie fing an, an etwas Anderes zu denken. Sie war so froh, zum ersten Mal seit langer Zeit, und sie sah sich um und betrachtete die feinen Frauen und Fräuleins und deren Hüte und Mäntel — ob sie hübsch waren oder nicht — sie war so froh, vielleicht auch sie ein Kind Gottes, seitdem sie diesen Frieden verstehen konnte — und dann war ja keine Gefahr.

Der Herr segne Dich und behüte Dich! Der Herr lasse sein Angesicht leuchten über Dir und sei Dir gnädig! Der Herr erhebe sein Angesicht auf Dich und gebe Dir Frieden!

Sie erhob sich wie die andern und dachte, daß nun zugleich auch Alles gut wäre. Es verdroß sie nur, daß er zu reden aufhörte, denn die tiefe ruhige, wohlwollende Stimme, die so hübsch und feierlich stieg und sank, die hatte gleichsam den Frieden in sich. — Aber nun kurz darauf brausten die Orgelstöne durch die hohe Wölbung — und auch sie hatten dieses Milde, Gute, Friedliche in sich, und sie ging hinaus froh und versöhnt mit sich selbst und der Welt.

Der blaue Mantel war nicht übel. — Sie sah in dem Gedränge nichts weiter als den Hut und den Frühjahrsmantel — hellgrau kariert, gerade so, wie sie ihn haben wollte. Ja, sie mußte sehen, sich so einen hellgrau karierten Frühjahrsmantel anzuschaffen, dann konnte der Wintermantel und Hut ruhig bis zum Herbst im Leihhaus bleiben, sie hatte keine Verwendung mehr dafür. Ja, so einen wollte sie haben, aber es war an der Zeit, nur daran zu denken, da es so schönes Wetter wurde. Sie war so froh und so ging sie wieder heim und nähte.

Am nächsten Sonntag, als sie aus der Kirche herauskamen, stand Jossa draußen und wartete auf sie und wollte sie in den Kunstverein mit haben. — Dort wäre es Sonntags sehr amüsant, weil dann alle Vornehmen da wären, nur am Wochentage gingen dieselben in der Karl-Johannstraße spazieren, sagte sie.

Das wäre ziemlich interessant, denn es wären dort viele feine Leute mit netten Kleidern, aber die Bilder erschienen ihr häßlich, lobig und grob; nur zwei Porträts gefielen ihr, denn die wären hübsch und fein und gleichen dem Kronprinzen und der Viktoria zu Hause, aber sie wären nicht ganz so fein gemalt. —

Als sie aus dem Kunstverein herauskamen, hörten sie die Musik im Studentenbain spielen, Gott, wie lange hatte sie keine Musik gehört. Und sie fing beinahe an im Takt zu gehen, obwohl sie wußte, daß das nicht fein war. Sie war vergnügt, sie hatte den hübschen Regenmantel an und sie freute sich, wenn der Wind ihn ein Wischen aufwehte, so daß der Atlasvorsatzstreifen zu sehen kam.

Gott, sagte Jossa, dort sitzt Helgesen und Smith bei „Orang“ am Fenster — das launst Du glauben, sind artige Herren — und die feinen Kleider — das sind die, mit denen ich zusammen war und Champagner trank und Zigaretten rauchte. Au dem Abend hatten sie viel Geld, aber sonst haben sie fast niemals zu einem Glas Bier welches — aber das ist egal, denn sie sind so gemüthlich und amüsant. — Ich liebe Smith.

Albertine sah einen Augenblick hinauf. Das eine Gesicht konnte sie nicht sehen, aber das andere war so sehr hübsch und so ernst und hatte den Scheitel an der Seite. Sie lachten und nickten Jossa zu, welche wieder grüßte und nickte, so daß die schmutzig gelben Stirnlocken auf und nieder flogen.

Ich will Dir übrigens etwas sagen, Jossa, du solltest zu den Herren nicht hinein grüßen, die bei Orang sitzen, das ist nicht fein —

Sie gingen ein paar Mal auf und ab und begegneten Helgesen und Smith, die aus dem Café herausgekommen waren.

Der Große, Dunkle ist Helgesen, sagte Jossa, „er ist Kandidat; der Hübsche mit den hellgrauen Gamaschen auf den Füßen ist Bruno Smith, er schreibt für Zeitungen. Das ist der, den ich liebe — weißt Du, ich glaube, ich liebe ihn wirklich.“

Wachst Du mit ihnen allein und trankst Champagner, — das solltest Du nicht thun — es könnte mit Dir gehen, wie mit Oline.“

Das schadet nichts,“ sagte Jossa und hob ihre Nasenspitze noch höher in die Luft.

Ach nein, am Sonntag ist es hier nicht amüsant — dann ist es so einfach, kein feiner Mensch da. Komm einen Wochentag hinein und hole mich ab, wenn Musik ist — der König ist am Sonntag sicher nicht draußen.“

„Rein und Prinz Carl auch nicht.“

Aus meinem „Bauernspiegel“.

Von Willibald Rahl („Deutsche Worte“).

(9. Fortsetzung.)

Es giebt natürliche Gefühle des Wohlgefallens, die von der Bauernmanier eigentlich nicht zensurirt sind denen der Bauer somit freien Ausdruck verleihen darf. So kann er sagen, daß das Gold einen „schönen“ Schimmer hat, daß die Tanzmelodien „schön“ sind u. s. w. Aber weil gerade die natürlichen Gefühle durch die Manier so oft unterdrückt und zurückgedämmt werden, so entsteht im Bauer schließlich instinktiv auch eine Art manierhaftes Mißtrauen gegen seine erlaubten natür-

lichen Gefühle; und er wird daher in der wiedergabe derselben weder vielseitig noch energisch sein. Seine gebräuchlichsten Ausdrücke werden leicht gefälscht werden können: „schön“, „rar“ (angenehm, freundlich, Eindruck machend), „recht“; Wörter wie „prächtigt“, „herrlich“, „ausgezeichnet“, oder gar die Ekstase-Ausdrücke des Städters „superb“, „magnifique“, „excellent“ wird man aus dem Munde des Bauers nicht vernehmen. Und selbst jene einfachen Ausdrücke, z. B. „schön“, „da ist es aber rar“, darf man über ein und dasselbe Objekt ja nicht zu oft gebrauchen, sonst erscheint man „kindisch“ oder „walperlat“ (löppisch). Stelle einmal den „gelesenen“ Bauer unserer Ebene auf einen hohen Thron oder eine hochragende Bergkuppe und frag' ihn, wie's ihm gefällt. Der Tropf wird sein Wohlgefallen, seine Verwunderung über den ungewohnten schönen Anblick kaum verbergen können, aber trotzdem wird er sich in affektirtem Gleichmuth den Anschein geben, als lobe er diese prächtige Fernsicht mehr aus Nachgiebigkeit gegen Dich, denn aus eigener Initiative: „No“, wird er gelassen sagen, „es is eh' schön da“ („Nun allerdings, es ist ohnehin schön hier“). — Ja, viele Landleute wollen sogar eine Art Heroismus betunden in der Gleichgiltigkeit gegen die ungewohnten und anregendsten Eindrücke, als wären sie erhaben über diese; und diesem bäurisch-gedehnten Heroismus entsprechend ist dann auch der farblose und matte sprachliche Ausdruck.

Noch kläglicher steht es selbstverständlich mit der Wiedergabe jener natürlichen Gefühle, welche mit der Manier im Widerspruche stehen. Gerade hier zeigt sich die „brave Verstellung“, welche wir als den charakteristischen Grundzug des ganzen Treibens unserer Landleute bereits früher kennen gelernt haben, in der auffallendsten Weise. Alles rein Innerliche, Subjektive, das Zarte, Feine, Liebe und Herzige darf sich nicht an's Tageslicht wagen. Wir haben schon oben erwähnt, daß dieses Maniergebot übereinstimmt mit dem ästhetischen Grundsatz der alten klösterlichen Disziplin: „Die Regungen der Natur, insofern sie sich auf rein Menschliches beziehen, sind unedel, sind ungeordneten Werthes, bezeichnen den rohen, ungehobenen Standpunkt des homo naturalis (natürlicher Mensch, Naturmensch) gegenüber dem vollkommenen Zustand des homo spiritualis (geistlicher Mensch, Aetzer).“ So sind die Beziehungen der beiden Geschlechter zu einander, besonders insofern diese Beziehungen in den Bereich des Gefühls und Gemüthlichen fallen, durchwegs aus dem sprachlichen Verkehre verbannt; noch eher kommt das Roh-Sinnliche gelegentlich zum Vortrage, trotz des Manierverbotes, weil ja das Roh-Sinnliche keine Pflege braucht und nach zeitweiliger Zurückdämmung gelegentlich immer wieder die gefestigten Schranken durchbricht, so lange der Mensch überhaupt physisch gesund ist.

Aber das Gefühlsleben, die Liebe, Zärtlichkeit, Empfindsamkeit u. s. w. wird, wenn den einzelnen Regungen nicht durch die Sprache ein Ablauf gegönnt wird, allmählich verjumpten, — abnehmen, ersterben. Nicht nur, daß das altherwürdige Wort „Liebe“ aus dem Munde des Bauers verschwunden ist — es müßte im Dialekt „Liaw“ heißen, würde aber, wenn man's gebrauchen wollte, im Bauer jenen schon erwähnten Ekel am Zarten erregen — auch das Gefühl der Liebe ist nur zu sehr in Abnahme begriffen. Darum hat der heutige Bauer eigentlich nicht viel Herziges mehr zu sagen. Schon im Kinde wird das Gefühl für alles natürlich Schöne, Bessere, Feinere als sträflich aufgefaßt, und wenn der zarte Knabe irgend ein schwieriger erfüllbares Begehren damit motivirt, daß es das Begehrte „möchte“ (d. i. daß es ihm wohlgefiel), so schilt ihn wohl die lieblose Mutter aus mit den ironischen Worten: „Ja freilich: „möchte!“ Du Eschappel Du! Grad Dir wird man thun, was Du „möchtest!“ Die edleren Gefühle werden von den Eltern gar nicht geweckt und gepflegt, Feines, Herziges wird den Kindern, sobald sie einmal zu denken anfangen, nicht mehr vorgezagt; nur mit dem Säuglinge spielt sich auch die Bauermutter, so lange sie selbst Vergnügen daran empfindet — eben nicht lange. Daher sind die Landkinder so stumpf, stupid, wortfarg, oft selbst untereinander. Ein aufgeweckteres muß oft das andere lange bitten und „sekeren“, bis es mitspielt und mitlacht. Das Gefühlsleben soll ja die erste Jugendzeit größtentheils ausfallen, — und wo kein solches oder ein zu geringes ist, dort herrscht Dede und Schweigen.

Wenn der junge Bursche zu seinem besten Kameraden sagt: „Du, die N. N. ist Dir eine saubere Dirn!“ — so hat er dabei schon das Bewußtsein einer begangenen Schelmerei; der andere lacht spitzbübisch und schelmisch dazu. Vor den Eltern würde sich der Bursche dies nicht zu sagen getrauen, weil die Eltern „ordentlich“ sein müssen und solche „Dummheiten“ nicht angehen lassen.

Aber selbst dem besten Kameraden mag kein Bauernbursch ein tieferes, feineres Gefühl eröffnen; nie wird einer z. B. sagen: „Sie hat mir einen freundlichen, milden Blick zugeworfen, daß ich glaubte einem Engel ins Auge zu schauen.“ Von den Brautleuten habe ich bereits erwähnt, wie hölzern sie neben einander zum Altar gehen, ohne nur durch das geringste Zeichen ihre gegenseitigen Gefühle zu verrathen. Natürlich — wer wollte auch so etwas wagen in der Kirche!

Die Gefühle der Anerkennung oder des Dankes gelangen ohne Intervention der Manier ebenfalls nur selten zum Ausdruck. Ein Knecht mag noch so fleißig sein, — sein Herr wird ihn immer lieber tadeln und „greinen“ über die wenigen Fehler, die demselben dennoch aus-

gestellt werden können, als daß er ihn lobte wegen der vorherrschenden Vorzüge. Und macht jemand Anderer, etwa die Bäuerin, den lobfargen Bauer ausdrücklich auf die Vorzüge seines Knechtes aufmerksam, so sagt er halb ablehnend: „Nu ja eh“, d. h. „ich weiß das ja ohnehin; von dem mag ich aber nicht reden.“ Soll sich also der Knecht sein Lob aus dem ewigen Tadeln herausjuchen und selbst denken? — und würde dieses bloß gedachte Lob so aneifernd wirken, wie ein vom Bauer gesprochenes?

In der Erziehung der Kinder, besonders wenn dieselben schon 8—12 Jahre oder darüber alt sind, fällt mit dem Lobe und der Anerkennung einer der wichtigsten und anregendsten Faktoren weg. Man sollte die Kinder immer — proportionirt dem Verdienste — belohnen, sobald sie etwas Gutes und Nichtiges gethan haben. Die bäuerlichen Eltern loben fast nur aus Selbstsucht, Eigennutz, wirtschaftlicher Nadersucht, sonst nicht. Wenn z. B. ein Kind den ganzen Tag hindurch im Garten das abgefallene Obst auflesen wollte — sicher eine langweilige, der kindlichen Entwicklung nicht besonders zuträglich Arbeit — dann wird es allerdings am Abend heißen: „Na — heut bist brav“, ob das Kind gleich seine Aufgaben zu machen veräußt hätte. Wenn es sich aber durch Aufrichtigkeit, durch Klugheit und richtiges Denken, durch Nettigkeit in der Kleidung hervorthut, so wird dies von den Eltern kaum beachtet werden.

Heute ist eine Anerkennung oder gar ein Lob — nicht von der Manier diktiert — schon eine solche Seltenheit und so auffallend, daß jeder Lobende fürchtet, seine Worte werden als Schmeichelei aufgefaßt: nun ist's noch schwerer, Lob zu ertheilen in der verdienten Weise und so oft es ersprießlich und nöthig wäre; denn Gelegenheit und Form des bloßen Manierlobes sind so beschränkt, daß man damit nicht ausreicht. Außerdem noch sind von den Objekten, denen die Manier Lob ertheilt, viele derart, daß sie in Wirklichkeit eher Tadel verdienen.

Auch der manierfreie Ausdruck des Dankgefühles kommt kaum vor. Den Vorgesetzten gegenüber ist das Dankfagen Maniergebot: dieses wird auch — meist gedanken- oder eigentlich gefühllos — befolgt. Dasselbe geschieht den Fremden gegenüber, von denen sich der Bauer eine Gefälligkeit erweisen läßt. Den Eltern sagen die Kinder, ebenso die Geschwister einander nie Dank, selbst wenn vielleicht wirklich ein lebhafteres Dankgefühl vorhanden ist. Der Bauer fühlt einen frei ausgesprochenen Dank, wo die allgemeine Manier ihn nicht gebietet und durch's Gebieten erleichtert und bedeutungsloser macht, als eine zu starke Unterordnung seiner Person unter eine andere, als ein Sichpreisgeben, als das bedenklichste Herausstreten aus der gewohnten Reserve. Schon dem Knaben wird diese Scheu, diese Abneigung gegen freien Dank zu eigen, und wenn er etwa als armer Student oder in einer sonstigen ärmlichen Stellung in die Stadt kommt, braucht es viel, bis er diese Scheu überwindet.

Obdachlos.

Berliner Skizze.

n. Dem trüben, regnerischen Apriltage war eine kalte Nacht gefolgt. Der scharfe Ostwind, welcher schneidend durch die Straßen wehte, ließ die feinen, vom regenfeuchten Asphalt ausgeathmeten Dunstmassen zu Eis erstarren und drang bis ins Mark. Fröstelnd und hastig eilten die wenigen Passanten über das glattschimmernde Trottoir, auf dem die leicht umflorten Lichter der Laternen und Nachlokalen lange Reflexe zeigten. Allmählich verschwanden Menschen und Wagen hinter dem weißen Schleier, zu dem sich der Nebel in der Ferne verdichtete.

Obgleich kaum Mitternacht nahe war, lag die sonst um diese Stunde noch starkbelebte Friedrichstraße öde, wie ausgestorben. Die bunte Schaar heimkehrender Theater-, Kaffee- und Bierhausbesucher, auf und ab flänirender „Mädchen“, „ansprechender“ Blumen- und Apfelsinenverkäufer und Verkäuferinnen, welche diesem Stadtheil für gewöhnlich seine eigenartige Physiognomie aufdrückte, hatte sich heut in die warmen, hellerleuchteten Wirtschaften oder in das eigene behagliche Heim zurückgezogen. Nur die ununterbrochen dahinrollenden Droschken brachten Bewegung in die seltene weltstädtische Stille.

Ein junger Mann eilte hastig wie alle Anderen den „Linden“ zu. Vergnügenshalber schien er in seiner dürftigen und abgetragenen Kleidung nicht die eilige Nacht aufgeschickt zu haben, nicht einmal ein bestimmtes Ziel scheint er auf seiner nächtlichen Wanderung zu verfolgen, wie das öftere zwecklose Einbiegen in die Nebengassen und sein häufiges unentschlossenes Haltmachen bezeugen. Ist er fremd? Ein Berirrter im Straßenlabyrinth? Oskar ist obdachlos — ohne ein Obdach und Heim in der Millionenstadt, die tausend überflüssige Frankhöfe, hunderte komfortabler Hotels und eine stattliche Anzahl gastlicher Herbergen und Asyls besitzt, gerade so, wie er hungerig ist, in der äppigen Residenz von abertausend verschwenderischen Festgelagen, einer Legion überfüllter Genußmessen.

Seine Schuld, wahrscheinlich ein Faulenzer und Nichtsthuer! Auch der ist er, aber ein Faulenzer, trotzdem er seit Wochen und Monaten von einem Ende der Weltstadt zum anderen gelassen ist, um eine Beschäftigung zu suchen, ein Nichtsthuer, obwohl er Tag um Tag, unentmüthig durch die achselzuckenden Abweisungen und mißtrauischen Blicke, welche der besitzende Wiedermann

der Armuth entgegenbringt, um Arbeit und sei es die schwerste und schlechtgelohnteste, gebettelt hat. Kurz, ein Faulenzer und Nichtsthuer aus den Reihen jener gewaltigen Armee überflüssiger Arbeitskräfte, welche unser herrschendes Wirtschaftssystem fortwährend auf das Pflaster wirft.

Oskar hatte seine heutige Lage längst als unabweidbar vorausgesehen, aber dennoch mit Verzweiflung gekämpft, sie hinauszuschieben. Er hatte gehungert und gehofft bis zum letzten Augenblick, jede sich ihm darbietende Arbeitsgelegenheit benützt, ein Stück Brod, eine Mahlzeit in der Volksküche oder einige Schlafgeldgroshen zu verdienen. Um das Aeußerste abzuwenden, mußte Stück um Stück seiner Kleider und Wäsche in das Leihamt wandern, bis auf die letzten zerrissenen Lumpen, die er nun auf dem Leibe trug. Keine Demüthigung und Erniedrigung schreckten ihn zurück. Allmählich sah er wohl ein, daß er in seiner jetzigen äußeren Verfassung schwerlich noch auf ein Unterkommen rechnen konnte, allein er hoffte noch immer.

Seine Schlafstelle hatte er aufgegeben, da er nicht abwarten wollte, bis die Armuth seiner Wirthsleute ihrem Mitleid ein letztes Halt gebiete.

Anfangs wohnte er in einer „christlichen“ „Herberge zur Heimath“, von der er jedoch an einem winterlichen Märzabend hinausgewiesen wurde, weil er nur das halbe „Schlafgeld“ zusammen hatte. „Gehen Sie dorthin, wo Sie Ihr Geld verfoffen haben“ war die „fromme“ Lehre, die er mitbekam. Ein Glück für ihn, daß es noch früh genug war, um für seine 10 Pfennige in einer Privatpension der äußersten Vorstadt noch ein Strohlager aufzutreiben zu können. Diese eine Nacht genügte, seine armen Lumpen mit Ungeziefer zu fällen und ihn dadurch an die elende Spelunke zu fesseln. Er blieb — vertauschte nach einiger Zeit die unsaubere Streu mit einer harten und für den halben Preis feilen Holzbank desselben Schlupfwinkels und suchte nur zeitweise in einem öffentlichen Asyl Unterkunft, um sich und seine Kleider zu reinigen.

Nun ging es immer schneller bergab. Zuerst erzeugte auch bei ihm das Elend jene stumpfe Gleichgültigkeit, die den verzweifelten Lumpenproletarier so auffallend charakterisirt. In demselben Maße, in dem Noth und Entbehrung den Körper aufreiben, wird die Willens- und Lebenskraft geschwächt und der hoffnungslose Blick, mit welchem jene Unglücklichen das Leben betrachten, trüber und trüber.

Dann hatte Oskar auch während des Verkehrs mit seinen Leidensgenossen den Hunger als eine der ersten Vorschulen des Verbrechens kennen gelernt. Die verdächtigen Blicke, mit denen „Staat und Gesellschaft“ die zur Verzweiflung getriebene Armuth betrachten, wurden ihm verständlich. Und während auf der einen Seite die brutale und erbarmungslose Behandlung, welche das „Gesetz“ den armen Varias zu Theil werden läßt, einen tödtlichen Haß gegen die Rechtsordnung des Klassenstaates in seinem Busen aufzog, wurde er auf der andern durch jene tief niedergedrückt und entmutigt bei dem Gedanken, daß auch er zu diesem „Menschenabschaum“ gehöre. Schon schlich er dann in seinen zerrissenen Lumpen an den Häusern entlang, damit Niemand das Rainmal bemerke, welches unsere „Gesellschaft“ auf die Stirnen der Besitzlosen drückt und das, in Worte umgelegt, lautet: Laster und Armuth sind gleichbedeutend.

Oskars Stolz war unter den wichtigsten Schlägen des Hungers längst zusammengebrochen. Er war zum Bettler herabgesunken, der von Thür zu Thür schleichend, sich demüthigte und herabwürdigte und dem Arbeitshause oder noch schrecklicherem entgegen ging.

Auch mit diesem Schicksal fand er sich allmählich durch jene, aus bitterem Galgenhumor und trostiger Frechheit gemischte Lebensanschauung ab, welche allen denen gemein wird, die nichts mehr zu verlieren haben. In dieser Situation fehlt zum Verbrechen nur die Gelegenheit.

Zuletzt hatte Oskar den ganzen Jammer im Schnaps zu erkaufen versucht. Langsam — ganz langsam gewöhnte er sich daran, seinen ausgehungerten und durchgefrorenen Körper durch den Fusel zu „erquiden“, sich durch einen Rausch über seine verzweifelte Seelenstimmung hinweg zu täuschen. Wie die lachende Frühlingssonne leuchtete ihm dann in diesem Zustande die trübende qualmende Nachtlaterne auf dem schmutzigen und finsternen Hofe der Vorstadtspenne entgegen, wohlig streckte er sich in der sinnlichen Atmosphäre auf seine harte Holzpritsche, bis er mit dem empordämmenden Morgen wieder zur rauhen, nächsternen Wirklichkeit erwachte.

Immer tiefer sank er in den Schmutz hinab.

Heut besah er nicht einmal die lumpigen 5 Pfennige, um sein kaltes Banllaug bezahlen zu können. Der Ekel vor seinem Dasein hatte sich zu vollkommener Apathie gesteigert — er hatte den Tag über weder gegessen, noch Fusel getrunken, noch gebettelt. — „Auch das Elend muß doch einen Gipfelpunkt haben, mag ich zusammenbrechen, krepieren, diese „Kombdie“ soll ein Ende nehmen!“ so schwirrte es durch sein Gehirn. Aber wie?

Oskar hatte die „Linden“ erreicht. Unter der flammenden Laternenreihe des „Café Bauer“ standen Gruppen sich Verabschiedender, Wagen führen zu und ab. Durch die Pflanzengruppe, welche dicht an der Außenseite der großen Spiegelstraße hingebaut ist, schaute Oskar in die lichtdurchflutheten Räume des Kaffeehauses, welche ein elegantes, plauderndes und lachendes Publikum füllte. Deutlich konnte er den hellen Klang der Gold- und Silbermünzen vernehmen, welche die Gäste und Kellner auf die Marmorplatten der Tische zählten. — In seinen

Augen weckten die funkelnden Münzen einen Widerschein. Viele der Gäste nippten mechanisch, fast widerwillig von den dampfenden Getränken, kosteten überflüssig von den Torten und Biscuits. — Der Hunger brannte in seinem Magen wie Feuer.

Es mochte sehr warm da drinnen sein — die große Scheibe war stark angelauten, die Damen handhabten eifrig ihre Theaterfächer, die Gesichter der Herren schienen erhitzt und in der Nähe des kühl sprudelnden kleinen Springbrunnens waren alle Plätze besetzt. — Ihn froh entließlich.

Am liebsten hätte er die mächtige Fenster Scheibe, die ihn von dem Speisensüberflusse und der behaglichen Temperatur des „Kaffees“ trennte, zertrümmert. Im nächsten Augenblick war er ruhiger. War es auch wirklich nur ein Fensterglas, das zwischen der Welt des Ueberflusses und Hungers stand?

Der Portier bemerkte Oskar und wies ihn fort. Langsam ging er hinüber nach dem Promenadenwege, wo er sich auf eine der neblseuchten Bänke setzte.

Wie eine goldschimmernde Wolke leuchteten die Fenster des Kaffeehauses durch den Nachtnebel. Er war todmüde, seine Glieder erstarrt, wie gelähmt — kaum daß er noch den schneefalten Wind spürte, der die Dunstmassen zu zertheilen begann.

„Machen Sie, daß Sie fortkommen, sonst bringe ich Sie zur Wache!“ Oskar fährt erschreckt aus seinem kurzen Schlafe empor — ein Schutzmann steht vor ihm. „Na, aber schleunigst —!“ Die erstarrten Hände reibend, geht Oskar weiter. Wohin? Er schlägt den Weg nach dem Brandenburger Thor ein und erreicht den Thiergarten. Fernher verländen Glodenschläge die erste Morgenstunde.

Der Nachtwind weht scharf durch die Bäume, der Rebel ist hier losgerissen und scheidet in Tropfen von den kalten Zweigen. An einer abgelegenen, durch eine dichte Hecke gegen den rauhen Luftzug geschützten Stelle nimmt Oskar abermals auf einer Bank Platz. Auch jetzt ist er bald ermattet in Schlaf gesunken, aber nur, um nach kurzer Zeit aufs neue zu erwachen. War es die Kälte, die ihn munter gerüttelt? Deutlich hört er einen leisen Pfiff, jetzt ein Knistern von dünnen Ästen wie unter Menschenritten. „Eine Razzia!“ durchzuckt es ihn. Er springt auf und lauscht — nur das leise Rauschen des Windes, das Zusammenschlagen der Zweige und das einformige Rascheln zur laubbedeckten Erde fallender Tropfen. Doch jetzt — wieder ein Pfiff. Oskar schiebt tiefer in das Gehölz — er spürt sich zwar einen Thoren, einen Feigling, ihm kann doch sein Schicksal gleichgültig sein — dennoch ruht er nicht früher, als bis er die offene Charlottenburger Chaussee erreicht hat. Schweifstrießend und athemlos, wie ein gehehertes Wild, langt er unter „den Linden“ an. Seine Lumpen haben der Rebel und der Nachtwind durchnäht. Der Morgenwind braust rauh durch die dunkle schweigende Straße, pfeift und klappert um die letzten flackernden Laternenlichter.

Oskar wagt nun nicht mehr Platz zu nehmen, er fürchtet doch noch „aufgegriffen“ zu werden. „Nur noch diese Nacht, der morgige Tag kann ja die Rettung bringen.“ Wie schwer ist es doch, ein ganzer Pessimist zu werden. — Der Hunger beginnt sich wieder bemerkbarer zu machen. Oskar eilt die Friedrichstraße entlang, jetzt dem Norden zu. „Wenn es nur Tag würde —, erst Tag wäre!“ Die Straßen sind menschenleer, nur zuweilen ein Trupp Straßenkehrer bei der Arbeit oder ein anderer, die Besen geschultert schweigend durch die Einsamkeit trollend. Wie beneidet er diese Glücklichen, die ja ein Heim, ein warmes Bett und wenigstens Brod haben. Je weiter er nach dem Stadtheil des Dampfes und Schweißes, dem Norden Berlins, kommt, um so spärlicher werden die Laternen, um so öder und stiller die Straßen. Im Dunkel liegen die gewaltigen Gebäudelomplexe der Fabriken und Miethskasernen, aus denen nur selten ein Licht flammt.

Neidisch schaut Oskar an den hohen Gebäuden mit den dichtverhangenen Fenstern empor. Alle Seligkeit des Paradieses erträumt er, zähneklappernd vor Frost, hinter den festgeschlossenen Jalousien des Parterres und der schmutzigen Gardine im letzten Stockwerk. Wie glücklich würde ihn das kleinste Plätzchen in der Kammer der Armuth, in einem Stalle, unter einer Hausflurtreppe machen. —

Ein Kälteschauer reißt ihn aus seinem Sinnen. Wohin will er? Er kehrt zurück, planlos, ziellos die Gassen durchstreifend. Nur ein Gedanke hämmert unablässig in seinem Gehirn: ein Bissen Brod, — eine Stunde Schlaf, — ein Atom Wärme! —

Der Rebel ist verflohen, der Wind noch heftiger und eisiger geworden. Ueber die Dächer lugt ein schwacher tieferer Schimmer, den Morgen verländend. Die Laternen verlöschen — finster und trostlos dehnen sich die langen Straßenzellen. Das zeitweilige Kesseln und Klappern der Marktwagen und Droschken erstickt dumpf in der Ferne. Mit blaffen Tinten färbt der matte Schein des Hstens die im Nachthimmel verschwindenden Firste der hohen Miethshäuser.

In den Bäderläden beginnen die ersten Lichter zu schimmern. Ein Lehrling biegt den Schrippenloth auf dem Kopf, ein lustiges Lied trällernd, um die Straßenecke. Wie vergnügt der Bengel pfeift, aber er kann es auch — noch einige Stunden und er kriecht in das warme Bett.

Selbst im „Wiener Kaffee“ sind die Lichter der vorderen Räume erloschen.

Ein Bäder öffnet die Thür und schaut müde in den graudämmenden Aprilmorgen. Als Oskar vorübergeht, schlägt ihm der warme Hauch des Ladens und der

würzige Geruch des frischen Gebäcks entgegen. Wie ihn hungert! Einige Sekunden schaut er der Frau und dem Manne zu, die Backware fortiren — dann tritt er ein und — bettelt. Die unwirliche und übernächstige Miene des Meisters wird beim Anblick des Frostzitternden weicher. Er murmelt zwar etwas wie „ewige Bettelrei, vom frühesten Morgen“, reicht aber Oskar zwei Schrippen und, als der kalte Morgenwind, welcher durch die offene Thür hereinströmt, ein Schauer über seinen Körper jagt, noch 5 Pfennige: „Hier — nehmen Sie, damit Sie was Warmes in den Leib kriegen, aber nun scheeren Sie sich!“ Oskar dankt und geht, — in seine Augen stehen sich Thränen der Scham und Verzweiflung.

In der Rosenthalerstraße kennt er eine Kaffeeklappe, die wohl schon geöffnet sein dürfte. Dorthin lenkt er seine Schritte. Trotz der frühen Morgenstunde, es mag 1/2 Uhr sein, ist das Lokal bereits überfüllt. Männer, Frauen und Kinder, alle so elend und übernächstigt aussehend, wärmen sich in der dicken, modrigen Kellerluft, die mit dem Wasserdampf der Kaffeeküche und dem trockenen Geruch des gestrigen Tages geschwängert ist. Im hinteren, durch eine Gardine halbverdeckten Zimmer lärmt eine Gesellschaft betrunkenen Freudenmädchen und Zuhälter. Gierig schlürft Oskar das heiße braune Getränk — wie das wärmt! Die laue Luft des Zimmers macht seinen durchgefrorenen und übermüdeten Körper schlaff. Die Augen fallen ihm zu — Der fette Budiker rüttelt ihn unansft: „Für Ihren Sechser woll'n Sie wohl ooch noch 'ne Schlafstelle bei mich?“ schnauzt er Oskar an. Dieser verjucht zu leien, — der Schlaf überwältigt ihn fortwährend. Der Wirth weist Oskar endlich die Thür. — Draußen ist es heller geworden, die kalte stahlblaue Farbe des Himmels verspricht einen sonnigen Tag. Die Weltstadt ist erwacht —, Männer und Frauen eilen in langen Jäten an die Arbeitsstätten —, der Lärm hin- und herrollender Wagen wird lauter.

Was soll er beginnen? Eins steht fest, heute muß er Arbeit finden, um jeden Preis —, nur keine solche Nacht! —

Wie schäbig und verlottert seine Lumpen im nächsternen Morgenzwielicht aussehen —, wie schmutzig die zerrissenen Stiefel und die blaugefrorenen Hände. So kann er unmöglich nach Arbeit fragen.

Instinktiv wandert er nach der Vorstadtspenne. Dort findet er die „Kunden“ bei der „Toilette“. Am Brunnen wäscht sich Jeder Gesicht und Hände und trocknet beide mit der Innenseite seines schmutzigen Rockes ab. Niemand beachtet Oskar, der ein Gleiches thut. Das eiskalte Wasser hat ihn erfrischt. — Den Vormittag verbringt er, unablässig auf der Arbeitsuche. Der Gedanke an die verfloffene Nacht macht ihn unermüdet. Doch der Mittag kommt — seine Mühe war vergebens. Am klaren blauen Himmel sieht strahlend die Sonne. Eine goldene Fluth von Licht überströmt das bunte Menschen- und Wagensgewühl der Weltstadt, das hastig und lärmend an ihm vorüberstreift. Sein Hoffnungsrausch ist verflohen, — schon sieht er die drohende Nacht im Anzuge. Der Hunger macht ihn ohnmächtig, er muß sich an eine Haus- thür lehnen, um nicht zusammenzubrechen. — Dann rafft er sich auf und bettelt im nächsten Hause um einen Bissen Brod.

„Was haben Sie hier drinnen gemacht?“
„Nach Arbeit gefragt!“
„So — die Falle kennen wir, also „seine“ Bettelrei, kommen Sie mit!“

Oskar schwinden vor Schreck fast die Sinne. „Allo doch —“ murmelte er, „nun ist alles zu Ende!“ — Kaum daß er sich neben dem „Geheimen“ fortzuschleppen kann. Jetzt beginnt er zu bitten, zu betteln, ihn laufen zu lassen — er will es nie wieder thun — er will sich bessern — wieder ein „ordentlicher“ Mensch werden. — Ihn eckelt zwar jedes Wort, das er verliert, denn er weiß ja sehr genau, was ihn zum Bettler und „unordentlichen“ Menschen gemacht hat, aber er lägt, weil er nur in einer läppischen Lage die Rettung vor dem Polizeigewahrsam sieht. Er hat wirklich Erfolg — der Beamte läßt sich erweichen. — Was hat er nun gewonnen? —

Planlos durchstreift Oskar aufs Neue die Straßen. Der Ausdruck: „seine Bettelrei“ raubt ihm selbst den Muth, noch weiter nach Arbeit zu fragen. — Soll er denn verhungern? —

Ganz ohne Absicht ist er wieder „Unter den Linden“ angelangt. — Es ist 2 Uhr. — Die Berliner „Gesellschaft“ hält zu Fuß und zu Wagen, lachend, plaudernd und lolettirend ihren Dinerkorso im warmen, blihenden Sonnenschein ab. An den Lindenbäumen hat der nahe Frühlings seinen ersten grünen Knospenhauch geäußert, welcher sich harmonisch mit dem Toilettegepränge der auf- und niederwogenden Menschenwelle zu einem blendenden Bilde von Lebensfreude, Glüd und Hoffungsdrang vereinigt.

Von derselben Bank aus, auf der er bereits in letzter Nacht gefessen, schaut Oskar hinüber in das glänzende Treiben. Der sonnige Frühlingszauber wühlt alle bitteren Empfindungen seines hoffnungsleeren, verzweifelten Herzens zu einem Sturme von Haß und Wuth auf. Wer sind die „Müßiggänger und Faulenzer“, die „Bummler und arbeitsfähigen Subjekte“? er und die große Masse seiner unglücklichen Leidensgefährten, die gerne arbeiten möchten und doch dank unserer herrlichen Wirtschaftsordnung dem langsamen Hungertode entgegen- treiben oder jene Schmarotzerbe „Exente der Gesellschaft“ da drüben, welche der Arbeit und dem Arbeiter scheu wie der Pest aus dem Wege geht, deren ganzes Dasein

nichts als eine Kette von Ueberfättigung und Nichtsthum ist? — Der Gedanke an die vergangene und noch mehr an die kommende Nacht durchdrastete von Neuem sein Gehirn — der Hunger durchwühlte Oscar's Eingeweide — wie Wahnsinn packte es ihn — er sprang von der Bank, wollte schreien vor Schmerz und Wuth — ein Blutstrom war alles, was aus seinem Munde quoll. Er sank zurück auf die Bank und stürzte von da auf den sandbestreuten Weg. —

In wenigen Minuten hatte sich ein Schwarm Neugieriger um ihn gesammelt. „Ein Besoffener“, schwirrte es hin und her. „Es ist wirklich eine Schande, mein lieber Graf, daß dieser Plebs uns sogar die harmlose Mittagspromenade verleiden darf,“ meinte weit drüben eine äppige Blondine in der neuesten Pariser Frühjahrs-toilette zu ihrem „vornehmen“ Begleiter, „ich glaube wirklich, ich erwärme mich unter solchen Umständen noch für Ihre langweilige Politik, wenn nicht baldigt die Prügelstrafe für dieses unverschämte Arbeitervolk eingeführt wird. — Die beiden „Edelsten der Nation“ verschwanden im Gedränge.

Oskar war schleunigst von zwei Schutzleuten in ein Haus der Nebenstraße transportiert worden. Es war auch zu schrecklich, daß so etwas mitten unter den Linden passieren mußte, wer da nicht alles vorbeikommen konnte!

Ein wahres Glück, daß zwei Minuten später die ganze Geschichte vergessen war, was lag auch schließlich an so einem „Kerl“, der da zusammengestürzt war, wäre es wenigstens noch ein armer abgehefterter und abgehungerter Droschkengaul gewesen, dann hätte es sich doch noch gelohnt, einem Thierschutzvereine beizutreten.

Was aus Oskar weiter geworden ist? Vielleicht haben ihm Mitleidige einige Nidel in die Hand gedrückt, mit denen er sich 1—2 Tage durchgeholfen hat, um hierauf von Neuem vor der alten Misere zu stehen, vielleicht daß er in ein Krankenhaus oder, da er ja obdachlos war, in das Polizeigefängniß eingeliefert wurde, um nach seiner Entlassung den Kreislauf des Elends von vorn zu durchwandern. Vielleicht auch, daß ein Sprung ins Wasser oder ein Ende im Suchthause seinem „Faulenzerleben“ ein Ziel gesetzt haben.

Die Politik des Dollars.

Die „Vereinigten Staaten“, deren Geschichte nicht hinter die Waarenproduktion zurückreicht, zeigen uns das innere Wesen derselben am unverhülltesten. Nirgends hat sich die Konzentration des Kapitals und der Zusammenschluß desselben zu Kapitalistenringen mit solcher Schnelligkeit und unwiderstehlicher Gewalt vollzogen, wie eben hier. Der Dollar kann sich nach Herzenslust ausleben, kein Gebiet bleibt ihm verschlossen, und in den Parlamenten wird niemand so geehrt, so respektvoll gefragt, so prompt in allen seinen Wünschen bedient als Se. Excellenz, der Herr von Dollar. Er hat die innere Kraft, Alles zur Waare zu verwandeln und seinen Zwecken

zu unterwerfen. Die bürgerliche Republik wird zur Monarchie des Geldsacks.

Sehr interessant ist von diesem Standpunkt aus eine auf die Mc. Kingleybill bezugnehmende Zuschrift des Prof. Schönbach-Graz, welche die Münchener „Neuesten Nachrichten“ veröffentlichten. Wir theilen aus derselben den wichtigsten Abschnitt, der einen historischen Rückblick enthält, ungeren Lesern mit:

„Vor den beiden großen politischen Parteien der Vereinigten Staaten (der republikanischen und der demokratischen) ist die republikanische, welche den Bürgerkrieg von 1860 bis 1864 gegen den Süden geführt hat, bis zur Präsidentschaft des Demokraten Grover Cleveland (1884 bis 1888) an der Herrschaft gewesen, indem sie von den Früchten des Sieges, der Unterwerfung des Südens, zehrte. Die zunehmende Korruption innerhalb dieser Partei, die Verschlebung des Bevölkerungszentrums vom republikanischen Osten nach dem demokratischen Westen, das Schwinden des Gegensatzes zwischen Nord und Süd und vieles andere brachte das Aufsteigen der demokratischen Partei hervor, welches noch immer andauert. Bei der Wahl Cleverlands zum Präsidenten waren die Republikaner zum ersten Male seit 25 Jahren unterlegen. Sie haben daher 1888 die unerhörtesten Anstrengungen gemacht, um wieder in den Besitz der Präsidentschaft und damit des riesigen Beamtenapparates der Vereinigten Staaten, dieser Quelle aller Korruption, zu gelangen. Zu diesem Behufe haben sich die republikanischen Führer mit den Großindustriellen hauptsächlich des Ostens in's Einvernehmen gesetzt: diese stellten den republikanischen Berufspolitikern ungeheure Geldmittel zur Verfügung (an der Spitze Wanamaker, ein Kaufmann aus Philadelphia, der zum Lohne jetzt Generalpostmeister ist) und erlangten dafür die Zusage, daß die wieder au's Ruder gelangenden Republikaner eine durchgreifende Revision des Zolltarifs in der Richtung auf extremste Schutzzölle durchsetzen würden. Die Industriellen und Kaufleute waren dabei in einer Zwangslage, sie mußten sich mit den Republikanern verbünden, denen sie übrigens durch politische Tradition zumeist angehörten, da die andere Partei, die Demokraten, von jeher zum Freihandel neigten, und ihr begabter Führer, der Präsident Cleveland selbst, im letzten Jahre seiner Amtsführung durch seine berühmte Vorschläge sich ausdrücklich zum Freihandel bekannt hatte, beziehungsweise bloße Finanzzölle befürwortete. Das Geld hat nun bekanntlich bei den Wahlen von 1888 gestiegt, die Summen sind mittels der „Vorschläge“ (so darf man die zur Wahlbestechung von den republikanischen Industriellen dargeliehenen Summen wohl nennen) in Massen gekauft worden, und ein Republikaner, Harrison, hat die Mehrheit der Elektoren erlangt, indeß für den Demokraten Cleveland sich eine Mehrheit von etlichen hunderttausend Wählern ergeben hatte.

„Durch die Mc. Kingleybill lösen die republikanischen Berufspolitikern ihr verpfändetes Wort ein und zahlen mit kolossalen Interessen die

vorgestreckten Wahlgelder den Großindustriellen zurück. Sie wünschen sich dabei gleichzeitig diese Geldmacht auch für die Präsidentschaftswahl von 1892 zu sichern. Aber es ist sehr zweifelhaft, ob die Demokraten noch einmal durch einfachen Stimmenlauf um den Wahlsieg gebracht werden können. Denn erstens haben die großartigen Skandale bei der Wahl Harrison's 1888 so unliebsames Aufsehen erregt, daß schon jetzt in einer Reihe von Staaten der Union neue Wahlgesetze, in Nachahmung der vortrefflichen australischen, aufgestellt worden sind, welche die Stimmabgabe vor den schlimmsten Beeinflussungen schützen und sich ganz wohl dazu eignen, den Republikanern ihr Spiel von 1892 zu verderben. Zweitens haben die jetzigen Prohibitionszölle eine starke, von Tag zu Tag anschwellende Segnerchaft im Lande selbst. Zunächst bei den Farmern des Westens und Südens, denen der Absatz ihrer Produkte geschmälert wird, während sie die so viel höheren Preise für ihre Bedürfnisse an die zu Monopolen sich entfaltenden Großindustriellen bezahlen müssen. Drittens besorgen die einsichtigen Finanzpolitiker der Vereinigten Staaten, daß die Staatseinkünfte durch die Mc. Kingleybill in schädlicher Weise verringert werden. Denn in Wahrheit verhält es sich nicht so, daß diese Bill dem Ueberfluß in den Einnahmen der Vereinigten Staaten durch Verminderung des Zollgefälls abhelfen solle. Dieser Nothwendigkeit haben schon die Republikaner selbst dadurch vorgebeugt, daß sie in diesem Jahre eine geradezu wahnwitzige Pensionsbill durchgebracht haben, vermittelst deren Unsummen an die Invaliden des Bürgerkrieges und ihre Hinterbliebenen erichtet werden müssen. Dieses Pensionsgesetz verschlingt nicht nur die berühmten Ueberflüsse für die nächsten Finanzjahre, es hat sogar aller Voraussicht nach ein Defizit für unentrinnbare Folge. Selbstverständlich haben die Republikaner dieses Gesetz nur deshalb zu Wege gebracht, um die Stimmen der Veteranen für die nächste Präsidentschaftswahl zu gewinnen und die großartige Maschinenriehe der „großen republikanischen Armee“, das ist ein über die ganze Union ausgebreiteter Kriegerverein, für ihre politischen Aktionen zu kaufen. Bittern ist durch Mac Kingley's Bill zum Ausdruck gelangte Zollpolitik auch mächtige Widerfacher innerhalb der republikanischen Partei selbst.“

Literarisches.

Almanach de la Question Sociale et de la Libre Pensée. Jahrbuch des internationalen Socialismus für das Jahr 1891 (in französischer Sprache) von P. Argnyades.

Neue Zeit. Revue des geistigen und öffentlichen Lebens. (Stuttgart, Verlag von J. H. B. Dieck.) Nr. 4. Inhalt: Wie die Bourgeoisie ihrer Revolution gedenkt. Von G. Plechanow. Deutsch von G. Krichewsky. — Briefe aus England. — Die Sachverständigen. Von Max Schippel. — Der sozialdemokratische Parteitag. — Notizen. — Literarische Rundschau. — Feuilleton: Später. Studie von Minna Kautsky. (Schluß.)

Lichtstrahlen. Blätter für volkverständliche Wissenschaft. Nr. 2. (Dresden, Verlag von D. Harnisch.)

Albert Auerbach,

Berlin S., Kottbuser Damm 7.
Schuh- und Stiefel-Lager
für Herren, Damen und Kinder.
Reelle Bedienung. — Feste Preise.

W. Gründel's Restaurant
(früher: H. Wendt.)
Dresdener-Strasse 116.

Arbeitsnachweis und Berufe der Buchbinder, Schlosser, Drechsler, Maler, Töpfer, Stellmacher, Sattler und Gärtner.
Reichhaltiger Frühstücks-, Mittags- und Abendessen.
Vorzügliches Weiß- und Bairisch-Bier.
2 Billards. — Saal zu Versammlungen.
Fernsprech-Anschluß. Amt 9a. Nr. 578.

Schuhwaaren.
Großes Lager aller Sorten
Schuh und Stiefel
für Damen, Herren und Kinder.
Chr. Geyer, Etanienstr. 4.

Roh-Tabak
empfiehlt in allen Sorten in billigster Preislage
H. Herholz,
145. Brunnenstraße 145.

Am 1. Oktober begann der 4. Jahrgang der
Wiener Mode
Zähllich: 24 Seite, 48 kolorierte Modebilder,
12 Schnittmusterbogen.
ft. 1,50 Schnitte nach Maß gratis.
Vierteljährig M. 2,50
Probenummern in allen Buchhandlungen.



Solidarität!
Arbeiter! Nur Hülfe, welche nebenstehende Marke unter dem Schweißleder tragen, bieten Garantie, daß den Verfertiger gerechter Lohn wurde!
Kauft nur Hülfe mit dieser Marke!

!!! Aufruf !!!
an alle zielbewußten Arbeiter Deutschlands!

Wer ohne finanzielle Opfer helfen will, daß den Arbeitern der Hutbranche gerechter Lohn werde, wer daran helfen will, daß ohne Streiks im Hutgewerbe der achtstündige Arbeitstag eingeführt werde und dadurch Platz geschaffen wird für Tausende von Arbeitern, welche jetzt elend auf der Landstraße verkommen, kaufe in Zukunft nur Hülfe, in denen obige Marke eingeklebt ist.
Das Einkleben der Marke beim Kaufen ist Betrag, die Marke muß schon vorher im Hute kleben.

— Wir bitten, genau auf den Text der Marke zu achten. —
Berlin, 1890. Für die Arbeiter der Hutindustrie:
Die Kontrol-Kommission.

Die seit 1877 bestehende, weltbekannte

Uhrenfabrik

von
MAX BUSSE

157. Invaliden-Strasse 157, neben der Markthalle,
verkauft jetzt sämtliche Uhren zu bedeutend herabgesetzten Preisen.
Für jede Uhr wird reelle Garantie geleistet.
Grosse Abschlüsse mit Pforzheimer und Hanauer Fabrikanten ermöglichen derselben Firma den Verkauf von
Gold-, Silber-, Granaten- und Korallenwaaren
zu fabelhaft billigen Preisen.

Spezialität: Ringe.

Reparaturen an Uhren und Goldsachen werden auf das Gewissenhafteste ausgeführt.



Der Arbeits-Nachweis

der
Klavier-Arbeiter

befindet sich jetzt Kasernenstr. 78, im Restaurant **Winkler**. Die Adressen-Ausgabe findet jeden Abend von 8—9^{1/2} Uhr u. Sonntags Vormittags von 10—11^{1/2} Uhr an Mitgliedern wie an Nichtmitgliedern unentgeltlich statt.

Die Arbeitsvermittlungskommission.

Süd-Deutscher Postillon
Humorist.-satyr. Bildblatt



Dieser Kotte, überaus gern gelesene Junge ist bereits 8 Jahre alt und spricht von lebensvoller Deutlichkeit.
Der „Süddeutsche Postillon“ bringt schwarzpottentete ins Schwarze treffende Zeitgedichte und schwingt die Weisel der Satire über die politischen und sozialen Schäden.
Der „Süddeutsche Postillon“ trägt sorgfältig den fernsten, herzerquickenden Humor, mit der gleichen Schmelze leuchtet er sein Gesicht durch die Nebel der Dichtung und die bildenden Redensarten der Prosa.
Ein Stab ausgezeichneter Mitarbeiter steht dem „Süddeutschen Postillon“ zur Seite und die besten Zeichner, die trefflichsten Künstler schmücken ihn mit prächtigen Bildern, die aus dem öffentlichen und privaten Leben herausgeholt sind.
Der „Süddeutsche Postillon“ verflucht nie den Unsinn, kommt stets aus rechter Ziel und ist der Liebling aller Lesergäste.
Der „Süddeutsche Postillon“ erscheint monatlich 1 mal und kostet frei ins Haus

vierteljährlich 40 Pf.
Jede einzelne Nummer 10 Pf.
Angezeigt im deutschen Postleitungsverzeichnis unter Nr. 5672 im Bayer. unter Nr. 661.
Redaktion und Expedition:
München, Senefelderstraße 4.

Allen Freunden und Genossen empfehle mein
Weiß- u. Bairisch-Bier-Lokal.
1 Saal zu Versammlungen und
2 Pensionszimmer stehen zur Verfügung.
Herrmann Wutke,
Friedrichsbergerstr. 24 pt.